

Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 25 (1885)
Heft: 25

Artikel: Meine Erlebnisse
Autor: Mörikofer, Johann Kaspar / Sulzberger, H.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584604>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meine Erlebnisse.*)

Meine Kindheit zu Frauenfeld floß in engen und beschränkten Verhältnissen dahin; aber mir wurde so viel Liebe und Förderung zu Theil, daß dieselbe sehr glücklich und ganz sorg- und harmlos war. Der Unterricht daselbst war von Anfang bis zu Ende durchaus schlecht; aber durch eifriges Lesen und freie Uebung in schriftlichen Aufsätzen war geistige Strebsamkeit und das Verlangen nach Wissenschaft in mir erwacht. Es wäre daher eitel und gesucht, wenn ich dieser einfachen und ereignislosen früheren Zeit einlässlicher gedenken wollte.

Als ich mit achtzehn Jahren nach Zürich kam, um in das dortige Gymnasium einzutreten, war mir mit meinem Mangel an aller ordentlichen Vorbildung bange. Allein daß ich bisher bei meiner Ausbildung völlig auf die eigene Thätigkeit beschränkt gewesen war, hatte mir eine gewisse Freiheit und Gewandtheit gegeben, welche sich neben meinen schülerhaften Miteraminanden vortheilhaft geltend machte, so daß die Gefahr, in eine niedrigere Klasse versetzt zu werden als diejenige, für welche ich mich gemeldet hatte, glücklich beseitigt wurde und die Aufnahme mit einem für mich günstigen Vorurtheile statt hatte. Es war für

*) Johann Kaspar Mörikofer wurde in Frauenfeld, seinem Bürgerorte, den 11. Oktober 1799 geboren. Seine Lehrer in der sog. Latein- oder Provisoratschule in Frauenfeld waren Salomon Gutmann, später Pfarrer in Greifensee, ein in mathematischen Fächern gelehrter, aber unpraktischer Mann, und nach ihm der spätere Pfarrer Fehr in Frauenfeld. Besonders dankbar war Mörikofer seinem Vorfahr, Pfr. Kappeler, der trotz der Opposition, die der damalige einflußreiche thurg. Antistes Sulzberger wegen seines schwachen Gedächtnisses machte, bewirkte, daß er studieren durfte.

mich eine unerwartete und herzerhebende Freude, daß ich, wenn auch in einzelnen Kenntnissen im Rückstande, doch an Bildung im Allgemeinen und an Denkfübung mit meinen Mitschülern auf gleicher Linie stand und bei denselben bald dafür angesehen wurde. Wie glücklich war ich, nach meiner bisherigen Einsamkeit, wo es mir in den letzten Jahren an gleich strebenden Altersgenossen gänzlich gefehlt hatte, nun in eine zahlreiche Schaar fröhlicher, der Wissenschaft sich widmenden Jünglinge mich versetzt zu sehen! Anfangs freilich drängten sich diejenigen an mich, denen die Wissenschaft der Brotkorb sein sollte und die unterdessen eines behaglichen Lebens sich beflissen. Unter andern Vergnügen dieser leichtern Kumpane fehlte auch das Spiel nicht. Nachdem ich aber ein für meinen kleinen Beutel empfindliches Lehrgeld bezahlt, machte ich mich entschieden und für immer von dieser Gesellschaft los. Solches fiel um so weniger schwer, da ich unter meinen Studiengenossen ganz vortreffliche Jünglinge kennen lernte. Heinrich Weiß war eine edle Erscheinung, von schönstem Streben und reiner Gesinnung, bei aller jugendlichen Fröhlichkeit und in geselligem Umgange stets Maß und Würde beobachtend, bei poetischer Begabung dennoch voll ruhiger Harmonie. Ungeachtet wir im Laufe der gemeinsamen Studien uns von den andern aus zu gegenseitiger Rivalität aufgefordert finden mochten, so blieb das Vernehmen doch stets ungetrübt und die wachsende gegenseitige Anerkennung führte zu immer näherer Gemeinschaft und regelmäßigem Zusammenarbeiten. Ein Vorbild für alle durch Ordnung, Fleiß und Gewissenhaftigkeit war Diethelm Burkhardt*), allen lieb durch seine anspruchslose Bescheidenheit, ein Schüler, wie sich ein Lehrer denselben nur wünschen mag, darum aber uns übrigen, die sich im jugendlichen Uebermuth etwa gehen ließen, bisweilen unbequem, jedoch des-

*) D. Burkhardt, geb. 1798, war zuletzt Pfarrer in Küsnacht, wo er 1871 starb. (Die Notizen über die Zürcher Freunde Möritzlers verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Arn. Rüscheler-Usteri.)

wegen in seiner anhänglichen Treuherzigkeit nicht weniger geschäzt. Max Meyer, der Sohn eines vorzüglichen Hauses, machte sich durch gute Art und liebenswürdige Umgänglichkeit allen werth. Da ich schon in der Heimat mit den Schriften der berühmten Zürcher des achtzehnten Jahrhunderts bekannt geworden war, so erwartete das, was mit denselben zusammenhieng, meine besondere Theilnahme. Ich schätzte mich daher ganz glücklich in der Freundschaft Kaspar Hafners, der mit Klopstock, und Konrad Hug^{*)}, der mit Pestalozzi verwandt war. Der heitere, kindliche, gemüthvolle Hafner, welcher sich mir mit innigem Vertrauen anschloß, wurde bald mein nächster Freund und dessen Familienkreis für mich eine wohlthuende Heimat. Konrad Hug, der Sohn eines sehr weltlich gesinnten Pfarrers, ein treuer, gewissenhafter, äußerlich und innerlich wohl geordneter Mensch, lebte mit seiner zurückgesetzten Mutter, einer Nichte Pestalozzi's, in einer stillen, etwas trüben, aber für mich darum geheimnisvoll anziehenden Einsamkeit. Von ganz anderer Art als die bisherigen Studienfreunde war Wilhelm Koller^{**}), mein Nachbar in der Klasse, wie ich als einziger Fremder die unterste Stelle einnahm. Dieser, ohne Eltern, von unabhängigem Vermögen, begabt, strebsam und kunstfinnig, aber leicht, unstät und launenhaft, widmete mir eine sehr anhängliche Freundschaft, von der er auch in späterer Zeit nicht ließ, bis die Wogen der Welt nach mancherlei Irrfahrten über ihm zusammenschlugen. Das

*) M. Meyer, geb. 1801, gewes. Pfarrer in Männedorf, starb den 15. Februar 1885 in Hottingen bei Zürich. — K. Hafner, geb. 1800, stud. philos., war ein Sohn des Provisors Hafner; seine Mutter war eine Rahn von Zürich. — K. Hug, geb. 1799, resignierte 1862 als Pfr. in Dübendorf und Dekan des Capitels Uster; er starb 1867 in Winterthur; einer seiner Söhne ist Professor in Zürich.

**) W. Koller, geb. 1799, war ein Sohn des Lieutenants Heinrich K.; er war stud. phil. — Th. Bornhauser, geb. 1799, starb als Pfarrer in Müllheim den 9. März 1856 (s. Christingers Biographie, Frauenfeld 1875).

einflußreichste Freundschaftsverhältnis bildete sich jedoch mit Thomas Bornhauser, welcher zu gleicher Zeit mit mir nach Zürich kam. Bornhauser war geeignet, überall sofort die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der erste Blick war nicht günstig. Die kleine, runde, vierströmige Gestalt von schwarzgelbem Ansehen machte eher einen komischen Eindruck. Aber sowie der Mann redete, spannte er unwillkürlich das Interesse. Um den ersten Eindruck seiner Erscheinung zu paralyseren, liebte er es, anfänglich sich selbst mit fröhlichem und burleskem Humor zum Besten zu geben, verstand es dann aber vortrefflich, auf leichte und heitere Weise in die Tiefe zu lenken und durch geistigen Gehalt zu fesseln. Das Auge ruhte bald mit steigender Theilnahme auf der eigenthümlichen Gestalt, an der vom Kopf bis zum Fuß alles lebte, mithandelte und mitsprach. Es imponierte dann das kräftige Haupt mit der hohen, schön gerundeten Stirne; man versenkte sich in die dunkel blitzenden, feuerspeienden Augen; in neckischer Lebenslust hob sich die abgestumpfte, nicht unfein gebildete Nase; namentlich aber spielte eine treuherzige Unmuth um den wohlgebildeten, feingeschnittenen Mund mit der metallreichen, hochklingenden Stimme. Bornhauser, in demselben Jahre geboren, wie ich, jedoch viel reifer und entwickelter, trat in eine höhere Klasse und erweckte sogleich durch seine ungewohnte Eigenthümlichkeit und überall frisch angreifende, geistige Strebsamkeit bei der ganzen Studentenschaft ein lebhaftes Aufsehen. Als er sich dann auch bald darauf sowohl als Redner wie als Dichter bemerklich machte, schaute ich mit Bewunderung auf diesen energischen, kunstgewandten Geist, welcher auf mich einen theilweise beherrschenden Einfluß ausübte und mir durch seine begeisterte Liebe zur Wissenschaft und durch seinen Fleiß zum wohlthätigen und aneifernden Sporn diente. Seine ehrliche Offenheit und Treuherzigkeit, seine heitere Umgänglichkeit und gutmütige Dienstfertigkeit machte mir den überlegenen Freund sehr werth. Aber auch für ihn war der zwar schüchterne und kindisch unerfahrene,

aber empfängliche und strebsame thurgauische Landsmann, welcher in seinem Kreise ebenfalls eine angemessene Anerkennung erlangt, ein geeigneter Vertrauter, in dessen Seele seine lebhaften Phantasien und Gedanken einen freudigen Nachhall fanden, und der neidlos das Interesse an den Erfolgen des ehrgeizigen Jünglings theilte. Ein so unendlich lebhafter, von Menschen und Verhältnissen, die ihn berührten, freudig angezogener oder heftig abgestoßener Mensch wie Bornhauser, hatte bald entschiedene Freunde, aber auch wieder entschiedene Gegner; er konnte und wollte nicht anders: er mußte immer wieder von sich reden machen. Dieses eitle und übermuthige, unruhige und ungeregelter Treiben erlangte nicht, auch auf mich einen aufregenden und beunruhigenden Einfluß auszuüben, so daß mehrere Professoren, welche mir anfangs freundliche Theilnahme geschenkt, es mich fühlen ließen. Allein ich schätzte die oben genannten Studiengenossen, deren Wesen durch gute Familien-Verhältnisse und eine wohl geordnete städtische Erziehung ein edleres Gepräge erhalten, zu sehr, als daß ich den Unterschied nicht gefühlt und nicht bemüht gewesen wäre, in Sitten und Gesinnung einem höhern Vorbilde zu folgen. Namentlich konnte kein größerer Unterschied statthaben als zwischen Bornhauser und dem kndlich bescheidenen, ruhig heitern, still gemüthlichen Hafner, zu dem ich mich um so inniger hielt, als er anfieng zu kränkeln und ihm meine Theilnahme an seinem leidenden Zustande besonders werthvoll war. Es war mir ein Herzansiegen, dem immer ernstlicher Bedrohten viele theilnehmende und erheiternde Stunden zu widmen, daher mir sein Hinschied einen tiefen Schmerz verursachte, welcher aber wieder zu einem schönen Bande inniger Gemeinschaft mit der verehrten Mutter des lieben Freundes Veranlassung gab. Statt Hafners wurde mir nach einiger Zeit ein schöner und reicher Erfaß zu Theil. Ich war schon ab und zu mit einem um einige Jahre älteren Studenten zusammengetroffen, welcher durch sein treuherziges, geist- und gemüthreiches Wesen mich besonders an-

gesprochen hatte. Es war David Schultheß*), der jüngste Sohn des in der Revolution verunglückten Helfers Georg Schultheß, des Kollegen Lavaters. David war von den Pocken schrecklich zerrissen, linkisch und unbeholfen; aber wenn ein Gedanke ihn beseelte, dann leuchtete er auf in liebenswürdiger Wärme und edler Energie und wehrte sich für das, was ihm am Herzen lag, mit schlagender Beredtsamkeit, unterstützt von einer ebenso mächtigen als seelenvollen Stimme. Als ich bei einem lebhaften Streit, welchen Schultheß mit Bornhauser führte, zugegen war und mit ganzer Seele zur Ueberzeugung des ersten stand und ihn freudig unterstützte, bildete sich mit diesem Augenblick eine innige Herzensgemeinschaft und ein bleibendes geistiges Verständnis. Der phantasie- und gemüthvolle Schultheß hatte nicht selten Mühe, neben seinen ausgezeichneten Altersgenossen Heinrich Müscheler und Leonhard Usteri zu bestehen, welche an rationeller und dialektischer Begabung und Geistesgewandtheit ihm überlegen waren. Der durchgebildetere Jüngling freute sich daher des jüngern Freundes, der dankbar und liebenvoll sich in seine Gedanken hineinlebte, dabei aber strebsam und selbstständig genug war, eine eigene Meinung zu behaupten und auf eigenen Füßen zu stehen. Wie viele glückliche Stunden verlebten wir zusammen auf weiten Spaziergängen in der schönen Umgebung Zürichs oder in Gesellschaft, wo wir uns häufig und ungesucht in gleichen Gefühlen und Gedanken begegneten und durch solches Zusammentreffen uns immer näher kamen!

Ich habe zuerst von den Studenten gesprochen, weil ihr Einfluß auf mich tiefer und nachhaltiger war als derjenige der Professoren. Es fehlte unter diesen zwar gar nicht an begabten und gelehrten Männern; allein der Eifer und die Theilnahme für die studierenden Jünglinge war nicht groß, und es wurde von den meisten auf die Kollegien wenig Fleiß verwendet. Sehr

*) D. Schultheß war geboren 1799 und studierte Theologie.

anregend war der kleine verwachsene Bremi*) mit den Schindelbeinchen und dem ungeheuern Kopfe, welcher aber durch energische Haltung mit Blick und Stimme zu imponieren verstand, durch klare und geschickte Auslegung vortrefflich in die alten Klassiker einführte und seine Schüler für dieselben begeisterte. Der stotternde Professor der Geschichte, Heinrich Escher, hatte einen ebenso unangenehmen als langweiligen Vortrag; aber weil er selber ein eifriger und gründlicher Geschichtsforscher war und sich des seltenen Falles freute, daß einer seiner Zuhörer seinem Fache besondere Aufmerksamkeit schenkte, so fühlte ich mich durch ihn zu besonderem Interesse für die historischen Studien ermuntert, wofür ich bei ihm privatim freundliche Aufnahme und Förderung fand. Eine tiefe Beschämung dagegen erfuhr ich im Kollegium der Mathematik, dessen Professor, Hofrath Horner**), mit Krusenstern die Reise um die Welt gemacht hatte. Da ich an denselben empfohlen war, nahm er sich meiner freundlich an und wollte mir nachhelfen. Allein weil es mir an aller ordentlichen Vorbildung, sowie an Sinn für die mathematischen Wissenschaften fehlte, so ließ er mich dann bald sitzen und schaute mich nur noch zuweilen zweifelnd und mitleidig an. So wenig zu meiner Zeit ein vertraulicher Verkehr zwischen Professoren und Studenten in Zürich Brauch war, da die meisten der letztern als Bürger der Hauptstadt gar nicht darnach verlangten, so hatte ich als fremd und alleinstehend das Gefühl, daß ich in meinen Professoren väterliche Freunde finden und verehren sollte; wie gern hätte ich mich einzelnen derselben zu Füßen gelegt und ihnen dankbare Huldigung dargebracht! Ich ließ es daher an Besuchen, an Fragen

*) Joh. Heinr. Bremi, Chorherr und Prof. der griech. Sprache am Gymnasium in Zürich, geb. 1772, gest. 1837. — H. Escher war später bis zu seinem Tode (1869) Prof. der Geschichte am Gymnasium in Zürich.

**) J. Kaspar Horner, Hofrath, geb. 1774 und gestorben 1834 als Prof. der Mathematik in Zürich.

und Erkundigungen über unverstandene Punkte nicht fehlen, fand aber im Ganzen wenig Eingang und kurzen Bescheid und wurde für dieses naive Nachlaufen von den übrigen Studenten ausgelacht. Zu gleicher Zeit machte ich aber auch die Runde in den Häusern und Familien meiner Studiengenossen, denen ich mein Herz entgegentrug, und in deren Kreise ich mich gerne heimatisch eingebürgert hätte, und hier gelang es mir besser. Wie glücklich und stolz war ich, wenn die Mutter eines der neuen Freunde mich freundlicher Theilnahme würdigte! Da gerade vorzügliche und gebildete Frauen, wie die Mütter von Hafner und Schulteß und dessen ältere Schwester, mir ihre Aufmerksamkeit schennten und gerne in ihren Familien aufnahmen, so fühlte ich mich dadurch geehrt und gehoben und fand in diesem veredelnden Umgang eine Schutzwehr gegen alles Niedrige. Diese unter den damaligen Verhältnissen sonst selten vorkommende gesellige Gemeinschaft und die gute Aufnahme, welche mir bei anerkannten Frauen zu Theil wurde, erweckte mir bei den einen Vertrauen, bei den andern Neid, z. B. bei Bornhauser. So lange ich in Zürich verweilte, brachte ich alle Wochen einige Stunden bei Frau Pfarrer Hafner, geb. Rahn zu. Ihr Oheim, Hartmann Rahn, Klopstocks Freund, dessen Schwager und Fichtes Schwiegervater, bildete als Waagmeister in Zürich ein vielbesuchtes Haus. Ihr Vater Heinrich hatte in Aarau ein vorzügliches Erziehungs-Institut gegründet, welchem zunächst die zahlreiche Schaar der eigenen vortrefflichen Kinder zur Empfehlung diente. Diese edle, feine und liebenswürdige Frau war durch Gichtleiden gefoltert und allmälig gelähmt, aber ungeachtet großer Schmerzen immer geduldig, gleichmüthig und heiter. Sie nahm mich stets liebenvoll auf, und es war ihr ein mütterliches Anliegen, durch manchen leisen Wink einen wohlthätigen Einfluß auf mich auszuüben. Niemanden habe ich während meiner ganzen Studienzeit so viel für den innern Menschen zu danken als dieser vortrefflichen Frau, deren Theilnahme für mich um so wichtiger war, als ich an den verschiedenen Kostorten wenig Förderung fand.

Die Zeit meines Aufenthaltes in Zürich traf für einen Theologie-Studierenden auf einen dürren Boden. Ich erinnere mich keiner religiösen Anregung, welche mir in den Kollegien zu Theil geworden wäre, auch nicht von Georg Geßner, Lavaters Eidam, dessen praktische Theologie trocken und steif genug war, um niemandem zu Herzen zu gehen. Was in der Schule fehlte, hätte man gerne in der Kirche nachgeholt. Anfangs besuchte ich fleißig die Predigten des ehrwürdigen Antistes Heß im Grossmünster, dem von Zwingli und seinen Nachfolgern geweihten Gotteshause, dessen alterthümlicher, einfach großartiger Baustyl schon die Seele bewegte. Allein obwohl Heß ein vorzüglicher Kanzelredner gewesen, so hatte man Mühe, den Vortrag des Hochbetagten in dem großen, sparsam gefüllten Raume zu verstehen; namentlich aber machte ein aus der Brust sich losdringender hohler Nachton das Zuhören peinlich. Sehr gerne besuchte ich fortwährend die Predigten Geßners*). Seine Erscheinung war sehr würdig und der Inhalt seiner Predigten stets durchdacht und durchgearbeitet und darum auch ansprechend und erbaulich. Ich ließ mich auch dadurch nicht abschrecken, daß Geßner als Professor sich mehrmals wenig freundlich gegen mich benahm. Da Geßner, obgleich der vorzüglichste Prediger jener Zeit, doch als sogenannter Pietist im damaligen Zürich wenig Anklang fand, so war die Fraumünsterkirche nicht sehr besucht; ich fand daher gewöhnlich Platz neben dem Rathsherrn Lavater, zu dem es mich aus Verehrung für seinen Bruder hinzog und der seinen Kirchen-Nachbar allmälig als einen Bekannten wohlwollend begrüßte. Es blieb freilich bei diesem stummen Kirchengruß; es war aber diese frühe Begegnung mit dem freundlichen Greise mir eine angenehme Erinnerung, als seine Urenkelin das Glück meines Lebens ausmachte. Mit ganz besonderem Interesse hörte

*) Geßner wurde der Nachfolger des Antistes Heß als Pfarrer am Grossmünster und Antistes der Zürcher Kirche und resignierte als solcher 1837; er starb 1848.

ich im ersten Jahre meines Aufenthaltes in Zürich den einlässlichen Schlus historischer Predigten Geßners über die Reformation, als Vorbereitung auf deren dritte Säkularfeier.

Das Reformationsfest selbst war das wichtigste Ereignis während meiner Studienzeit und nahm mich sehr lebhaft in Anspruch. Ich ließ es mir um so angelegener sein, mich mit den historischen Thatsachen der Reformation bekannt zu machen, da mir in Zürich die einseitige Ueberschätzung Zwingli's gegenüber Luther unangenehm auffiel und zum Widerspruch herausforderte. Desto mehr aber regte sich wieder der Gerechtigkeitsinn und das patriotische Gefühl, als ich mich überzeugte, mit welch maßloser Parteilichkeit die Lutheraner den schweizerischen Reformator neben dem deutschen herabsetzten. Dieses Interesse für die Reformationszeit erweckte in mir eine besondere Vorliebe für die Kirchengeschichte, so daß ich mich durch diese mein ganzes Leben hindurch verfolgten Studien in späteren Jahren um so eher berufen fühlten durfte, Skizzen aus der Kirchengeschichte der Schweiz und namentlich die Bearbeitung des Lebens Zwingli's zu einer Lebensaufgabe zu machen. Freilich was über das Reformationsfest von Kanzel und Katheder gehört wurde, war nicht geeignet, begeisternde und unvergessliche Eindrücke hervorzu bringen. Aber der Geist unter den Studenten selber war ein lebendiger und gehobener, namentlich durch die Anwesenheit ausgezeichneter Theologie-Studierender von den übrigen schweizerischen Lehranstalten, wodurch die dauernde Gemeinschaft in der Einleitung zum Zofinger-Verein zu Stande kam.

Durch den Fleiß und die Tüchtigkeit der Gesinnung Ulrich Benkers*), des späteren ersten Rektors unserer Kantonschule, welcher noch einige Monate in Zürich mit mir verlebte,

*) Joh. Ulrich Benker von Dießenhofen, geb. 1798 als Sohn des dortigen ersten Pfarrers Leodegar Benker. Er wurde daselbst 2. Pfarrer und 1853 Rektor der thurg. Kantonschule in Frauenfeld, wo er im August 1868 starb. S. f. Biogr. im thurg. Neujahrsblatt v. 1860.

und durch Bornhausers feurige Strebsamkeit wurde in Zürich für uns Thurgauer ein gutes Vorurtheil erweckt, und auch ich bemühte mich, das Meinige beizutragen, dieses günstige Vorurtheil nicht herabzustimmen. Zur ganz besonderen Ermunterung diente mir, daß mir Inspector Horner*) durch seinen Neffen sagen ließ, mein deutscher Aufsatz, welchen ich nach dem ersten Halbjahre meiner Studien auszuarbeiten hatte, und welcher in's Kunstgebiet einschlug, sei der beste der ganzen Klasse gewesen. Das dadurch geweckte Selbstgefühl bewirkte dann freilich, daß ich mich im nächsten Aufsätze in pathetischen Phrasen ergieng, welche jedoch der Professor nach Verdienen züchtigte und damit den jungen Menschen wieder in's gehörige Gleichgewicht brachte.

Die alten Sprachen wurden im alten Zürich mit einer Vorliebe betrieben und so sehr für die Grundbedingung eines tüchtigen Theologen angesehen, daß man alles andere daneben für untergeordnet betrachtete, weil die Philologie das erste Hilfsmittel für die Exegese bilde. Nicht nur das erste Jahr, sondern auch die vier folgenden während meines Aufenthaltes in Zürich war das Lesen der Klassiker, allein oder mit Freunden, vorzüglich mit Bornhauser und Diethelm Burkhard, später mit Blaß**), Lieblingsbeschäftigung und hauptsächlichste Geistesnahrung. Daneben war ich freilich von Anfang an gewohnt, die erste Stunde des Tages auf das Lesen der h. Schrift in der Ursprache zu verwenden, wobei ich jedoch das Hebräische, das meine Umgebung nur um des Grammens willen betrieb, sehr vernachlässigte.

Auf die philosophischen Wissenschaften habe ich gerne redlichen Fleiß verwendet und habe mich später mit der Philosophie der neuern Zeit ziemlich bekannt gemacht. In den Kollegien jedoch war es misslich bestellt. Logik und Metaphysik dozierte

*) Jakob Horner, ein Bruder des früher erwähnten Hofraths H., war in Zürich Professor der Ästhetik und Inspector des Alumnates.

**) Heinrich Blaß starb als reform. Pfarrer in Leipzig.

Hirzel*) in handwerksmäigem und geistlosem Schlendrian, welches mit den Erwartungen, die dessen „Eugenias Briefe“ voll Pathos und Sentimentalität in jungen Menschen erweckt hatten, in argem Widerspruche stand. Im Privatverkehr mit den Studenten konnte jedoch der Mann recht liebenswürdig und wohlwollend sein. Der kritisch scharfsinnige und klassisch gebildete Jakob Horner passte in seiner trockenen und kaustischen Art wenig für die Moralphilosophie, wodurch er die Gemüther seiner jungen Zuhörer hätte erheben und fördern sollen. Sehr lehrreich und anregend war dagegen seine Ästhetik, in deren Gebiet er so heimisch war, daß er auch bei den übrigen Fächern immer wieder die Kunst berührte. Ferner war uns die große Einsicht und das Geschick, womit er die Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten stellte und diese beurtheilte, sehr förderlich. Mit besonderm Interesse hätte ich mich der Belehrung in den Naturwissenschaften gefreut; allein da war bei dem Chorherrn Schinz**), dessen Familie ich später nahe treten sollte, wenig zu erholen. Unter diesen Umständen machte sich bei den bessern Studenten Zürichs die Ueberzeugung geltend, man habe sich weniger auf die Kollegien als auf die Freihäufigkeit der Privatstudien zu verlassen, und so wurde, nicht immer zweckmäßig und wohlgeordnet, aber mit regem Fleiß und freudigem Eifer die Zeit benutzt und den Studien gelebt.

Den Schwerpunkt der alten zürcherischen Gelehrsamkeit bildete die klassische Philologie, und jeder junge Gelehrte mußte sich in den alten Sprachen bewährt haben, ehe man ihm ein anderes Fach anvertraute; dem bewährten Philologen öffnete sich dann aber jedes Feld der Wissenschaft, so fremd er demselben auch

*) Chorherr Hirzel im grünen Schloß war Professor der Philosophie; er war der Vater des Prof. Joh. Ludwig Hirzel sel.

**) Chorherr Schinz (im gewundenen Schwert hinter der Mezz) war Prof. der Physik und praktischer Arzt; er trug noch ein gepudertes Haar mit Zöpfchen.

gewesen sein möchte. Darum darf man sich über die traurige Bestellung der Lehrstühle der Theologie früherer Zeit nicht wundern. Vom Professor des Alten Testamentes nicht zu reden, welcher ganz geeignet war, daß seine Schüler bei ihm weder etwas lernen konnten noch wollten und sich die Zeit daher gewöhnlich mit muthwilligen Possen verkürzten, wobei ich jedoch niemals mithielt. Dagegen war Johannes Schultheß ein sehr gelehrter, beweglicher und strebamer Mann; allein seine frühere philologische Laufbahn verleitete ihn zu einer dreisten und willkürlichen Kritikasterei, womit er sich begnügte, ohne uns weder mit dem Geist der einzelnen biblischen Schriftsteller, noch mit den Lehren der Schrift überhaupt im Zusammenhange bekannt zu machen. Unter diesen Umständen ist es kaum zu begreifen, daß nicht Geßner sich bemühte, den Studierenden die Bedeutung ihres künftigen Berufes zum Bewußtsein zu bringen und sie mit Liebe und Chrfurcht für denselben zu erfüllen. Er möchte aber schon genug erfahren haben, daß sein feierliches und salbungsvolles, aber wortreiches und kaltes Pathos bei den Studenten mit ihrer nüchternen klassischen Vorbildung nicht verfieng, welche auf die philologischen Schnizer ihres Pastoralthologen Jagd machten, und so möchte er sich mit seinen schulmäßigen Diktaten begnügen.

Zum Glücke bot sich den übelberathenen Jünglingen eine andere Hülfe dar. Die jungen Pfarrer, welche die Filialpfründen rings um Zürich inne hatten und in der Stadt wohnten, bildeten nebst den einer Anstellung entgegensehenden Kandidaten eine theologische Gesellschaft, welche sich auf der Zimmerleuten-Zunft versammelte. Da die Gründer* diesen Verein schon während ihrer Studienjahre gebildet hatten, so nahmen sie auch fortwährend die bessern Studenten in denselben auf. Durch David Schultheß warm empfohlen, erlangte auch ich Zutritt. Die leitenden Mitglieder waren hauptsächlich Finsler*), der Vater

*) Georg Finsler starb 1839 als Pfarrer und Dekan in Wangen,

des jetzigen Antistes, Helfer Pestalozzi*), sehr anregend und liebenswürdig mit den Jünglingen, und Zimmermann**), der Vater des jetzigen Predigers am Fraumünster. Diese jungen Männer, umgänglich, wohlwollend, in der besten Absicht, den Studenten zu nützen, behandelten uns mit der freundlichsten Nachsicht. Denn diese hatten wir nöthig. Es war die Zeit, da der Rationalismus des Generalsuperintendenten Röhr in Weimar anfieng seine Wellen zu treiben, wobei wir junge Bursche eifrig bei der Hand waren, Schüler der neuesten Weisheit zu sein, welche wir oft übermüthig und albern genug geltend zu machen suchten. Aber es wurde uns nie eine schroffe Zurückweisung zu Theil, wie wir sie eigentlich verdient hätten, sondern wir wurden mit unermüdlicher Geduld belehrt, oder wenn die Belehrung nicht verfangen wollte, mit heiterer Ironie bedient. Diese Gesellschaft veranlaßte mich u. A. zur ersten kirchengeschichtlichen Arbeit, die Vorbereitungen auf die Reformation.

Während der Anwesenheit der Studenten von Bern beim Reformationsfest in Zürich war die jährliche Zusammenkunft der schweizerischen Studenten in Zofingen verabredet worden. Aus nöthiger Sparsamkeit trug ich Bedenken, der ersten Versammlung beizuwöhnen. Unterdessen war aus besonderer Rücksicht für mich die Oberlehrerstelle (Provisorat) in Frauenfeld nur provisorisch besetzt worden, bei welcher Unterricht in der französischen Sprache nothwendig war. Ich hatte mehrere Jahre französisch gelernt, ehe ich mit dem Lateinischen begann, und Gelegenheit gehabt, mich darin zu vervollkommen. Ein Aufenthalt im Welschland während der Sommerferien schien daher hinreichend, mir die nöthige Fertigkeit zum Behufe des künftigen Unterrichtes zu verschaffen. Dieser Aufenthalt konnte durch Verwandte, welche im

*) Joh. Pestalozzi war später Helfer beim Prediger in Zürich und starb im Mai 1876.

**) Rud. Zimmermann, Pfarrer im Waisenhaus in Zürich, starb im August 1867.

Welschland niedergelassen waren, erleichtert werden. Ich brach daher im Sommer 1820 dahin auf, wobei ich mich zuerst in Lenzburg im Hause Hünerwadel aufhielt, aus welchem ich einen lieben Schüler hatte, dem ich in Zürich durch Nebenstunden nachhalf. Es war für mich sehr anziehend und lehrreich, mehrere Tage ein sehr freundlich behandeltes Glied einer Familie zu sein, wo in gutem Berner Styl gemüthliche Eleganz und feine Weltgewandtheit zu Hause war. Von hier aus machte ich einen unvergeßlichen Besuch in Habsburg und Königsfelden, Brugg und Windisch, wo die Eindrücke einer merkwürdigen Vergangenheit mit ganzer Macht auf mich einwirkten.

In Zofingen nahm ich mein Bischen Französisch zusammen und machte vorzüglich mit den anwesenden Studenten von Lausanne Bekanntschaft, welche gegen die wenigen Zürcher Studenten, die französisch zu reden im Stande waren, sich doppelt liebenswürdig bezeugten. Es war ein großer Abstand zwischen uns Deutschen und den Welschen, welche unsere etwas rohe Burschikosität nicht verstanden, dagegen lebensgewandter, von besserm Gesellschaftston und praktischer waren als wir, welchen aber hinwieder die eigentlichen Humanitätswissenschaften viel weniger vertraut waren als uns. Mit Recht spielt der Zofinger Verein eine bedeutende Rolle im Leben der schweizerischen Studenten. Die zwei Festtage in Zofingen wurden in hellstem Jubel und in der reinsten Fröhlichkeit verlebt. Gemeines, Zuchtloses kam nicht vor, und wenn einzelne rohere Gesellen sich vergessen wollten, so wurden sie durch den guten Geist der Mehrheit schnell zur Ordnung gewiesen. Nach den glücklichen Tagen in Zofingen wanderte ich in Gesellschaft der französischen Freunde den welschen Landen zu. Besessen, die lebensgewandten Freunde zu hören und mich von ihnen unterrichten zu lassen, liehen auch sie mir wieder gerne Gehör, und da die meisten meiner Begleiter deutsch verstanden, so gab ich denn meine Studentenweisheit in der Muttersprache zum Besten, welche es wieder gut machen mußte, wenn burschi-

lose Unbeholfenheit mir Eintrag that. Da Rousseau die jugendliche Idealität so gerne gefangen nimmt, so trug ich auf meiner Wanderung dessen „Heloise“ in der Tasche und wollte die durch ihn gefeierten Stellen besuchen; daher pilgerte ich dann zunächst nach der Peters-Insel, um dort in den nämlichen Spuren mich am großen Geiste zu erheben. Durch die Waadtländer Freunde in Neuenburg empfohlen, brachte ich einen Abend in Gesellschaft junger Geistlicher von Neuenburg zu, wo ein beträchtlicher Theil der Unterhaltung eine mit Humor durchgeführte Persiflage der alten Herrscher in Bern bildete. Wenn der Thurgauer den Unmuth verstand, welcher sich gegen die Landvogtszeit geltend machte, so trat ihm hier bei den Welschen ein ihm unbekanntes Selbstbewußtsein entgegen, das Bewußtsein verlegter, sich besser dünkender Nationalität und das Gefühl vermeintlicher Überlegenheit gegenüber den schwerfälligeren Deutschen.

Allein das höchste Ziel meiner Wanderung war der Besuch bei Pestalozzi in Zferten. Ich wollte zunächst Lehrer werden und bereitete mich mit Liebe auf diesen Beruf vor. Mir war daher der Reformator des Volksunterrichts vom höchsten Gewicht. „Vienhard und Gertrud“ war bisher mein Lieblingsbuch gewesen, und ich las noch einiges andere, um, in seine Gedanken eingeweiht, vor dem verehrten Manne zu erscheinen. Im Jahre 1820 war das berühmte Institut schon in völligem Verfall und nahte seiner Auflösung. Die Zahl der Zöglinge war gering und bestand fast nur aus solchen, welche aus weiter Ferne hergekommen waren, wohin der wahre Verhalt der Anstalt noch nicht gedrungen war. Der Zudrang der Besucher hatte daher sehr abgenommen, was ein für mich sehr günstiger Umstand war, da Pestalozzi mir nun um so mehr Theilnahme schenken konnte. Daß ich von Zürich kam, und daß Zöglinge meines Namens, die Söhne des schweizerischen Konsuls in Neapel, bei ihm in gutem Andenken standen, bereitete mir eine günstige Aufnahme. Der gefeierte Mann schloß das Studentlein in seine Arme, küßte und duzte

mich und hieß mich auf's herzlichste willkommen. Die erste Frage war: „Was sagt man von mir in Zürich?“ — ein Beweis, wie sehr noch immer das Urtheil seiner Vaterstadt, deren Repräsentanten der Gelehrsamkeit ihm größtentheils gegenüber standen, ihm am Herzen lag. Die Nachricht, womit ich ihn zu befriedigen suchte, kam freilich von fern her und aus spärlich fließenden Quellen. Ich war über diese Aufnahme im höchsten Entzücken und betrachtete die Huld des herrlichen Mannes als das größte Glück, das mir bisher im Leben zu Theil geworden. Da ich mich befliß, mich als unterrichteten und dankbaren Schüler Pestalozzi's zu zeigen, so faßte er freundliches Vertrauen und gieng mit mir in einem der Gänge des Schlosses mit großen Schritten und in lebhafter Bewegung auf und ab und entwickelte mir seine Erziehungsbestrebungen und den jetzigen Stand derselben. Mit leuchtenden Augen wiederholte er: „Jetzt bin ich glücklich; jetzt sind alle meine Bestrebungen und Wünsche erfüllt. Wenn die Blüthezeit des großen Institutes vorüber ist, so ist das gleichgültig; es diente mir stets nur als Mittel, um die Armenschule ihrer wahren Bestimmung und Ausbildung entgegen zu führen. Mit dieser aber ist es mir nun gelungen; komm und sieh!“ Und so führte er mich in die vorzüglich von den Schwestern Schmid geleitete Armenschule. Die jüngere derselben, ernst und schlicht, schien ihrer Aufgabe mit Liebe und Verständnis zugethan, während hingegen die ältere, die eigentliche Hausverwalterin, durch dreistes und kokettes Wesen einen sehr ungünstigen Eindruck machte. Im Institut selbst arbeitete neben einigen halbgezogenen, ganz jungen Lehrern der bekannte Josef Schmid, kräftig, lebhaft, bestimmt, aber roh und gemein aussehend. Bei den wiederholten Besuchen während der Lehrstunden war ich selbst Zeuge, wie Schmid auf eine Bemerkung Pestalozzi's sich geringschätzig von ihm abwandte und höhnisch die Zunge herausstreckte. So traurig der Eindruck des Verfalls der einst weltberühmten Erziehungsanstalt war, und so sonderbar es

einem vorkam, daß Pestalozzi selber dies nicht zu bemerken schien: seine Herzlichkeit und Güte und das Feuer seiner geistigen Mittheilungen versetzten mich in das freudigste Entzücken der Verehrung und der Dankbarkeit, und ich kam mir durch die Theilnahme des edlen Mannes selbst besser und geweihter vor. Als ich am Abend des zweiten Tages nach Orbe hinüberwanderte, um dort die Nacht zuzubringen, traf ich mit Schmid und seiner ältern Schwester, welche eine junge Engländerin zur Post begleiteten, im Gasthof zusammen.

Ehe ich nach Iferten gekommen war, hatte ich zwei Tage bei einer Wittwe Sandot in Grandson zugebracht, deren Sohn ich in Zürich Unterricht gab. Das Haus Sandot war das einzige gute Haus in dem schmußigen Städtchen, wo bei der feinen Frau mit der gebildeten Tochter schon etwas zu lernen war. Die vortreffliche Predigt des jungen, ernstgesinnten Boisot in der alterthümlichen Kirche von Grandson vor leeren Bänken sprach mich sehr an, um so weniger die lebenslustige, weltmännische Geschwätzigkeit einiger ältern Geistlichen, die Sonntag Abends bei Frau Sandot im Garten auf Besuch waren. Desto lebhafter gedachte ich im Schloß und auf dem Schlachtfelde von Grandson der alten Heldenzeit.

Mitten durch das Land wanderte ich dann auf Rhon zu, wo ich mich bei einem schon bekannten Bäcker mehrere Wochen aufzuhalten gedachte, und wo ich in dem freundlichen Hause und der schönen Umgebung angenehme und nützliche Tage verlebte. Andere Verwandte, ursprünglich ebenfalls Thurgauer, alle mit Namen Böhi, wohnten in Genf und Lausanne. Der Bäcker in Genf hatte sich durch Leinwand- und Weinhandel ein ordentliches Vermögen erworben, so daß er seinen Kindern eine sorgfältige Ausbildung zu Theil werden lassen konnte. Genf war zu jener Zeit eine noch sehr enge und finstere Stadt, deren Merkwürdigkeiten, außer der Kathedrale und dem Rathhause, gesucht sein wollten, daher die herrliche Umgebung mehr Eindruck auf

mich machte als diese. Darum bestieg ich früher von Nyon aus in größerer Gesellschaft und ein zweites Mal von Genf aus mit einem thurgauischen Landsmann die Dole, die höchste Spize des Jura, den Rigi der französischen Schweiz, und mit dem Vetter und seinen lieblichen Kindern den hintern Saleve. Die Bettner in Lausanne waren fleißige und geschickte Zimmerleute, welche ihr Geschäft mit gutem Erfolg betrieben und sich eben ein großes schönes Haus bauten. Mit den neuen Waadtländer Freunden verlebte ich die angenehmsten Tage. Denn ich war der erste Zofinger, welcher nach Lausanne kam und wurde daher von den dortigen Studenten auf das wohlwollendste und herzlichste gefeiert. Namentlich hatte ich einen sehr lebhaften Verkehr mit dem festen, feurigen Fabre, dem edeln Curchod, dem liebenswürdigen Pilet, dem treuen Creux, welche alle sich später in der Waadtländer Kirche ausgezeichnet haben. Es folgte Einladung auf Einladung; einer der Abendgesellschaften bei Fabre wohnte auch Professor Monnard bei, durchaus in freundlicher und liebenswürdiger Freiheit. Einen großen Eindruck machte auf mich die Kathedrale von Lausanne, obgleich deren herrlicher Chor damals noch ganz verwahrlost war.

Nach einer Abwesenheit von acht Wochen kehrte ich nach Zürich zurück, wobei ich den nächsten Zweck, mich einigermaßen im Französischen zu üben, bei dem mannigfaltigen Umgang so ziemlich erreicht hatte.

Die Verbindung sämmtlicher höhern Schulen der Schweiz in Zofingen gab den Theilhabern einen höhern Schwung und belebte sie mit einem lebendigen Eifer, die Bande der Freundschaft zu befestigen. Im letzten Jahre meines Aufenthaltes in Zürich, da die Geschäftsführung des Gesamtvereins an Zürich war, wurde mir die Auszeichnung zu Theil, daß man mich zum Präsidenten der Zürcher Sektion ernannte. In dieser Stellung gelang es mir, einen Theil der Zofinger zu einem wissenschaftlichen Vereine zusammenzubringen, womit das Bestreben ver-

bunden war, auch an den übrigen Akademien ähnliche Vereine in's Leben zu rufen, welche unter sich zu wissenschaftlicher Anregung in Verbindung stehen sollten, damit der Nutzen des Boßinger Vereins nicht nur in dem Freundschaftsgenuß einiger fröhlichen Tage bestehé, sondern die einzelnen Glieder ein tieferes geistiges Band näher zusammenführe. An den übrigen Orten wollten diese engern Vereine nicht recht gedeihen; in Zürich aber gewährten die dadurch hervorgerufenen Arbeiten und Verhandlungen den sämtlichen Mitgliedern eine große Befriedigung.

Bornhauser verließ Zürich ein Jahr früher als ich und zwar mit einem Aufsehen erregenden Schluß. Es hatte sich gleich anfangs der liebenswürdige, sanfte und feinsinnige Hans Schultheß, der Sohn des oben erwähnten Chorherrn, an ihn angeschlossen. Beide Jünglinge waren jedoch zu grundverschieden, als daß das Band in die Länge hätte bestehen können, um so weniger, da Bornhauser in seiner derben und muthwilligen Art auch den Vater seines Freundes nicht schonte. Bornhauser aber gehörte nicht zu den rücksichtsvollen Naturen, welche auf die Empfindlichkeit eines Professors hätten Acht haben wollen. Als Chorherr Schultheß z. B. einmal während des Collegiums den Hut auf dem Kopfe behielt, ohne Entschuldigung und ohne Angabe des Grundes, ließ Bornhauser die travestierte Strophe unter den Studenten herumgehen:

Nein, vor dem aufgesteckten Hut,
Du Pfaffen-Angeſicht,
Bückt sich ein junges, freies Blut,
Bückt ein Student sich nicht!

Während knabenhafte Posse alle Tage vorkamen, that sich Bornhauser auf seine kühnern Freiheiten etwas zu Gute. Wir hatten freilich allen Grund, unzufrieden zu sein, wie unmanierlich die Studenten von ihren Lehrern geschulmeistert wurden; allein eine Auflehnung wurde den sogenannten „Fremden“ (den Nicht-Zürchern) doppelt verargt, da sie keine Kollegien-Gelder

bezahlen mußten. Schultheß glaubte deshalb Grund zu haben, den widerspenstigen Thurgauer bei der Schlußprüfung auf's Korn zu nehmen. Es wurde ihm daher das erste Examen nur unter der Bedingung abgenommen, daß er bis zum Schlusse der Kollegien dieselben fleißig besuche. Das war infofern ein Unrecht, als Bornhauser die Prüfung so bestanden hatte, daß man mit dem Ergebnisse zufrieden sein durfte. Darum kehrte er sich an das Monitorium nicht und besuchte die Kollegien nur willkürlich. Daher erfolgte der Spruch: wegen Ungehorsams sei ihm die Fortsetzung der Zulassung zur Prüfung untersagt. Bornhauser faßte diese Zurückweisung um ein Jahr wie eine Relegation auf; er trat daher vor und rief mit erhobenem Finger: „Die Zeit wird lehren, ob es eine größere Schande für Sie oder für mich sei, daß Sie mich relegiert haben!“ Sogleich nach dieser Scene kam er zu mir und rief in der vollen Glut der Entrüstung: „Möritofer, ich bin relegiert!“ Der allzeit fröhliche, umgängliche, schnaulische Bornhauser war ein Liebling der Studentenschaft, welche allgemein die Überzeugung theilte, daß ihm Unrecht geschehen, und daß er ein Opfer kleinerer Rancüne geworden. Er erhielt daher am folgenden Tage ein glänzendes Geleite von fast allen Studenten Zürichs bis nach Winterthur, so daß die Hörsäale an jenem Tage geschlossen bleiben mußten. Die Studenten begnügten sich indessen mit dieser Demonstration und hatten den Takt, sich aufregender Toaste gänzlich zu enthalten. Wenker hat sein Bestes, daß der thurgauische Kirchenrath dem verunglückten Kandidaten den Zutritt zu den Prüfungen gestattete, welche dann zu seinen Gunsten sprachen.

Mir ließ man unterdessen die wohlmeinende Warnung zu kommen, ich solle mir Mühe geben, den Beifall meiner Lehrer zu gewinnen. Ich bedurfte jedoch dieser Warnung nicht.

Nach Bornhausers Entfernung fühlte ich mich verpflichtet, als der Älteste unter den Studierenden aus dem Thurgau denselben mit Theilnahme und Ermunterung an die Hand zu gehen.

Während redliche Obacht leichte Kumpane zu ihrem späteren Unheil von mir entfernte, freute ich mich dagegen der Freundschaft Heinrich Kesselring's*), welcher als rosig blühender Jüngling in heiterster Lebensfrische nach Zürich kam und durch charakterfeste Reinheit und edle Gesinnung sich bald allgemeine Beachtung erwarb. Nicht weniger brav und tüchtig war der lebhafte, unendlich bewegliche, Wissenschaft und Freundschaft mit gleich gemüthlichem Eifer umfassende Ulrich Ernst**).

Während die Gemälichkeit der größtentheils im Alter vorgerückten Professoren wenig Förderung gewährte, hatten wir uns in der letzten Zeit noch eines Mannes zu erfreuen, welcher alle Eigenschaften besaß, um ermunternd und erhebend auf junge Leute einzuwirken. Joh. Kaspar v. Orelli***), in der Mitte der dreißiger Jahre, ideal, gemüthvoll, feurig, brachte nicht nur als Philologe uns zu einem tiefen Verständniß der Alten, sondern als Professor der Hermeneutik führte er uns durch die Nachrichten der Kirchenväter über die Anfänge der Schrift zuerst auf einen anregenden historischen Standpunkt. Er war jedoch von zu ernster und rücksichtsvoller Pietät, als daß er sich bewogen gefunden hätte, uns auf einen Standpunkt zu stellen, welcher den Werth der Bibel beeinträchtigt hätte. Vertraut mit der neuen Literatur führte er seine vergleichenden Bemerkungen zu einem desto klarern Verständniß der Schriftsteller der klassischen und der neuern Zeit. Er erfreute uns namentlich auch mit einem freien Kollegium über Dante, wodurch er uns in den Geist der italienischen Poesie einführte. Besonders wohlthätig war

*) Heinrich Kesselring von Boltshausen, geb. 1803, starb als Verhörrichter und Präsident des Erziehungsrathes im August 1838.

**) Ulrich Ernst von Wigoldingen, ein naher Verwandter des Regierungsrath's Freienmuth, geb. 1803, starb als gewesener Dekan und Pfarrer in Alawangen im April 1865.

***) Joh. Kaspar von Orelli, geb. 1787, starb als Professor der Philologie am Gymnasium und der Hochschule in Zürich 1849.

der Besuch bei ihm auf seiner Stube; nicht daß er sich auf weitläufige Gespräche eingelassen hätte, aber wenn man sich auf Fragen vorbereitete, so erhielt man bereitwillige und oft mit wenig Worten höchst lehrreiche Antworten. Man hätte sich's z. B. gerne leicht gemacht und sich mit der Orientierung in der neuern Literatur gehen lassen; als ich ihn daher einmal fragte, ob das Studium der Neuern, z. B. Göthe's, nicht eben soviel Gewinn bringen könne, als dasjenige des Horaz, sah er mich lächelnd, etwas kritisch und bedenklich an und antwortete dann sehr bestimmt: „Ich glaube es nicht“. Ich bedurfte keiner weiteren Erklärung, um mich überzeugen zu lassen, daß ich mir die Mühe des Studiums der Alten, um der Ausflüge willen in leichtere Gefilde, nicht verdrießen lassen dürfe. Ich war so glücklich, allmälig zu denjenigen Studenten zu gehören, denen Orelli ein näheres Verständnis und eine redliche Anhänglichkeit zutraute. Daher er mir auch beim Abschied die herzlichste fernere Theilnahme und Förderung verhieß, und wirklich gehörten spätere Besuche bei dem verehrten Manne zum Erfreulichsten bei meiner öftren Anwesenheit in Zürich. Denn auch die Altersschwäche, in Folge welcher er der abnehmenden Frische durch Wein nachhelfen wollte, konnte mich in der Liebe zu dem redlichen, treuen und geistig so streb samen Manne nicht stören; denn er blieb in kindlich gutmüthiger und poetisch hochsinniger Art immer der Alte. Es that mir daher sehr leid, daß er starb, ehe ich seiner Aufforderung folgen konnte: „Ich rechne auf Sie, wenn ich mein sechzigstes Jahr feiere“. Als in der Alltäglichkeit des einsamen Amtslebens es mir bisweilen schwer werden wollte, gedachte ich so gern jenes Wortes von Dante, welches er beim Antritt meines Lehrberufes an mich richtete:

Sta fermo come torre che non crolle.

In dem letzten Jahre meines Aufenthaltes in Zürich, als ein Theil meiner Studiengenossen sich auf den Bezug deutscher Universitäten rüstete, bedachte auch ich die Möglichkeit einer be-

ſtern wissenschaftlichen Förderung, als mir bisher zu Theil geworden. Allein die mir vorbehaltene provisorisch besetzte Lehrſtelle in Frauenfeld wurde zum Schlufſe meines Kurses in Zürich erledigt, so daß ich verpflichtet war, dieselbe mit Neujahr 1822 anzutreten. Ich hatte das zweiundzwanzigste Jahr erreicht und fühlte den Trieb und Beruf, mich im Leben zu betätigten. Das Lehramt war mir schon darum lieb, weil es mich der Verantwortung enthob, beim Mangel an innerer Befestigung und Glaubensfreudigkeit, worin ich bisher so wenig gefördert worden war, das Evangelium zu predigen. Namentlich aber freute ich mich der Aussicht, daß in Verbindung mit den bereits im Lehramt thätigen Freunden Benker in Diezenhofen und Bornhäuser in Weinfelden die Anbahnung einer thurgauischen Kantonsſchule besprochen und berathen werden könnte. Zu Anfang hatte ich es freilich mit einer an Disziplin wie an Kenntnissen sehr verwahrlosten Schaar von Schülern zu thun, von denen fünf den Lehrer um den ganzen Kopf überragten, die sich aber bald sehr gefügig und ordentlich bezeigten und mir der Mehrzahl nach große Freude machten.

Zu Anfang hatte ich es auch darum schwer und mühsam, indem ich mich zwischen Neujahr und Oſtern noch auf die Examens in Zürich vorzubereiten hatte, welche einem indessen nicht schwer gemacht wurden, da die Sache in großer Kürze und mit wenigen Fragen abgethan war. Während ich in den übrigen Fächern befriedigte, bereitete ich meinen Mitkandidaten ein großes Vergnügen, daß ich, der sich unter allen mit Geschichte am meisten beschäftigt hatte, in Betreff der Geschichte ein Monitorium erhielt, indem mir an's Herz gelegt wurde, daß das Studium der Geschichte für den Geistlichen gar nicht unwichtig sei. Mein Ordinationszeugnis lautete jedoch sehr ehrendvoll; namentlich war ich so glücklich, mit meiner Probepredigt über 2 Cor. 4, 5, nachdem vor mir sechs andere angehört worden, einen günstigen Eindruck zu machen; denn nachdem Betragen, Fleiß und Fort-

schritt mit Beifall genannt worden, hieß es: „wozu zum Schlusse eine ausgezeichnete mit allgemeinem Beifall angehörte Probe- predigt kam“. Ich hatte freilich im Predigen nur wenige Uebung, und die Aufgabe wurde mir durch ein sehr unsicheres Gedächtnis erschwert. Ich hatte indessen schon früher durch die gute Aufnahme meiner ersten Predigt in Frauenfeld freudige Zuversicht gewonnen und kurz vor meinem Abgang in Zürich meine Freunde und Bekannten durch eine Weihnachtspredigt in der Prediger- kirche befriedigt.

Als ich in meine Heimat Frauenfeld, die kleine Hauptstadt des Kantons Thurgau, zurückkehrte, erinnerte noch alles an die ersten Anfänge eines neu gebildeten Staatswesens. Das Landstädtchen hatte sich nach zwei bald aufeinander folgenden großen Bränden gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erneuert; namentlich gab das mit Hülfe der eidgenössischen Stände erbaute Rathaus nebst den stattlichen, durch die größern Kantone erstellten Wohnungen der Gesandten während der früher in Frauenfeld sich versammelnden Tagsatzung dem Ganzen ein sehr freundliches Ansehen, während das alte Landvögtliche Schloß zwischen den Neubauten eine besondere Zierde bildete. Aber an die Errichtung von Neubauten, die für öffentliche Zwecke bestimmt waren, hatte der arme Kanton noch nicht denken können; die großen Güter lagen in den Händen der zahlreichen Klöster und auswärtiger Herrschaften, bei deren Besuch man an das Vorwalten fremder Mächte erinnert wurde. Lange konnte man sich daher der Zweifel an dem Bestande der staatlichen Selbstständigkeit nicht erwehren. Sehr erfreulich war für mich das wohlwollende Entgegenkommen der leitenden Staatsmänner. Denn es fehlte an dem kleinen Orte an kordialer Geselligkeit nicht, und da mir bei dem Antritte meines Schulamtes ein günstiges Vorurtheil voranging, so fand ich in Gesellschaft sowohl als in den Familien eine sehr freundliche Aufnahme. Nach den vorzüglichen Frauen, welche mir in Zürich ihre nähere Theilnahme geschenkt, machte sich mir freilich

in den heimatischen Kreisen ein bedeutender Rückstand fühlbar; doch wußte ich jedes humane Wohlwollen dankbar zu schätzen. Ich kam mit mehrern der bedeutendsten Männer als Lehrer ihrer Kinder sogleich in nähere Beziehung. Landammann Morell hatte mir schon während meiner Studien in Zürich Aufmerksamkeit geschenkt und mich z. B. einmal während der Tagsatzung daselbst mit den einflußreichsten der eidgenössischen Staatsmänner bekannt gemacht. Morell war ein lebendiger, offener, gerader, treuherziger Mann, umgänglich, heiter, gewinnend; ihn hatte Lavater in einer höchst bezeichnenden Charakteristik als „leicht“ im bessern Sinne signalisiert. Denn er war ein durchaus unschöntener und fleckenloser Mann, was unter den Männern der Revolution nicht wenig sagen wollte; aber er wahr sehr äußerlich, eitel, prunkstückig und legte auf standesmäßige Formen und magistrale Repräsentation einen unverhältnismäßigen Werth. Ohne alle Schulbildung hatte er sich in der Kanzlei eines zürcherischen Landschreibers zum Geschäftsmanne herausgebildet, so daß es dem eifrigen und energischen Freiheitsfreunde nicht schwer wurde, im neugebildeten Heimatkanton Einfluß zu erlangen und an die Spitze der Verwaltung gestellt zu werden. Doch war er auch nicht mehr als ein braver Verwalter, auf dessen Takt, gesunden Verstand und redlichen Willen man zählen konnte; organisatorisches Talent gieng ihm völlig ab; auch für gesetzgeberische Arbeiten war er wenig geeignet, und für die diplomatischen Verhandlungen fehlte es ihm an Ruhe und Umsicht, während seiner Eitelkeit immer wieder beizukommen war. Obgleich er daher unter den Repräsentanten der neuen Kantone als ein entschiedener Kämpfer für freie Institutionen sich geltend machte, so wußte er doch sich und seinem Kanton keine selbstständige und gewichtig beachtete Stellung zu verschaffen. Zudem spielte die Eifersucht gegen seinen befähigtern Kollegen Anderwert eine stets fühlbare und oft nachtheilige Rolle. Beide Landammänner*)

*) S. ihre Biographie Thurg. Neujahrsbl. von 1836 u. 1842.

waren ganz vermögenslos, aber der eine wie der andere ganz zuverlässige Ehrenmänner. Anderwert, der Katholik, hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten und gehörige Studien gemacht; er war ein feiner, gemüthlicher, ebenso fleißiger als bescheidener Mann, in Geschäften ebenso klug als beharrlich, wie es denn als der hervorragende Vertreter der katholischen Minderheit eben seiner unermüdlichen Geduld und Zähigkeit bedurfte, um einzelne seiner Ziele zu erreichen. Seine Umsicht und Arbeitstüchtigkeit erwarben ihm zur Zeit der helvetischen Regierung besondere Beachtung und Vertrauen. Eine natürliche Furchtsamkeit und unpopuläres Misstrauen gegen das Volk, unter dem er nie gelebt hatte, hinderte ihn, ein liberaler Volksmann zu sein, und veranlaßte ihn, stets ängstlich Bedacht zu nehmen, gegen demokratische Ideen und Einrichtungen schützende Maßregeln zu treffen, welche häufig ein enges und kleinstliches Gepräge trugen. Daher war Anderwert ein als Aristokrat und reaktionärer Katholik vielfach beargwöhnter und befeindeter Mann. Allein er war so konsequent und gerade und erschien in entscheidenden Krisen so offen und fest; es fehlt an bestimmten Beweisen von irgend einem unpatriotischen, den öffentlichen Interessen widerstreitenden Schritte so gänzlich, daß der redliche Name dieses ersten Staatsmannes aus der Entstehungszeit des Thurgaus sich in ungetrübter Ehre erhält. Er war unermüdlich bestrebt, in die zahlreichen Klöster des Kantons einen bessern und hellern Geist zu bringen und dieselben für öffentliche Zwecke nutzbar zu machen; es gelang ihm aber nur vorübergehend und theilweise. Er war überhaupt ein sehr toleranter und mit Wessenberg vertrauter und zusammenstimmender Katholik.

Der eigenthümlichste und wohlthätigste Mann des jungen Kantons war Freienmuth*), ursprünglich Arzt, von mangelhafter, in Paris geholter Bildung, aber höchst intelligent, von praktischem Blick, unendlich beweglich und unermüdlich thätig, in

*) S. Thurg. Neujahrsbl. v. 1845.

dessen Hand die Finanzen, das Bau- und Straßenwesen lagen, und der für den Kanton wie für sich selbst äußerst sparsam und sorgfältig war und mit Wenigem unverhältnismäßig viel leistete. Ein viel beschränkterer Nachfolger im Finanzwesen hat wohl eine beträchtliche Reihe nicht verrechneter Einnahmen aus der langen Dauer seines Amtes nachgewiesen. Aber Freienmuths redlicher Eifer für alle Interessen seines Kantons und die treueste Sorgfalt für Schonung und Neufnung seiner Mittel ist über allen Zweifel erhaben. Er bezog mit der Staatskasse das vorher als Buchthaus benutzte, verwahrloste alte Schloß, restaurierte es jedoch auf's spärlichste und nothdürftigste, und seine heranwachsenden Töchter mußten sich mit einer so ärmlichen und schmucklosen Kammer begnügen, wie es sich kaum eine Bauerntochter gefallen ließe. Daß er zur Förderung der allgemeinen Interessen sich nicht scheute, oft willkürlich und gewaltthätig zu verfahren, beeinträchtigte die Popularität des sonst in hohem Grade volksthümlichen und für alle Zweige der Volkswohlfahrt bemühten und wirksamen Mannes. Er sprach unbeholfen und schrieb nicht viel besser; auch wußte er dem Reichtum seiner praktischen Gedanken weder prinzipielle Grundlage, noch organischen Zusammenhang zu geben; aber seine Beobachtung war so rasch und scharf, sein Urtheil so richtig und eigenthümlich, daß der Umgang des strebsamen, oft in ungezähmter Originalität losfahrenden Mannes äußerst anziehend und stets von Gewinn sein konnte. Wenn ein Zug von Cynismus und Menschenverachtung sein oft gemüthliches Wesen trübte, so offenbarte bisweilen der Erguß eines barock komischen, muthwillig spielenden Humors die geniale Tiefe seines Geistes. Zu Freienmuths vielen und großen Verdiensten gehört die Stiftung des Kantonsspitals und der gemeinnützigen Gesellschaft, deren Seele er war, und die ihre schönste Zeit seiner unmittelbaren Thätigkeit oder seiner mittelbaren Anregung verdankte. So wenig er kollegialisch sich zu fügen und zu arbeiten verstand, so wenig eignete er sich zur Geselligkeit und

war unbekümmert um gesellige Formen. Dagegen bildeten Schwiegermutter und Gattin ein angenehmes und gern besuchtes Haus, welches auch mir, dem Lehrer der Töchter, zur Unterhaltung sowohl als zur Empfehlung in andern Kreisen des Kantons diente, so daß man mir, als dem Vertrauten des Hauses, einen Einfluß zutraute, den ich weit entfernt war, geltend machen zu wollen.

Ein um den Thurgau sehr verdienter Mann war Heinrich Hirzel*), der Sohn eines zürcherischen Landschreibers, der, fröhe verwaist und ohne ordentliche Schulbildung, noch als Knabe in die Geschäfte eingeführt, während der Revolutionsjahre bei talentvollen Praktikern eine gute Geschäftsschule durchmachte, zugleich aber auch mit der fittenlosen Ungebundenheit jener Zeit vertraut wurde. Das hinderte den gemüthlichen, offenen und durchaus geraden und zuverlässigen Mann an der Gründung eines geordneten Hausesstandes. Denn als Geschäftsmann war er von entschiedener Solidität, arbeitsam, gründlich und grundsätzlich. Eine hypochondrische und steife Anlage machte ihn freilich auch ängstlich, umständlich und kleinsichtig formell. Allein da er nicht ruhte, bis er seinen Gedanken und Arbeiten eine prinzipielle Grundlage gegeben hatte, so waren seine Berichte und gesetzgeberischen Entwürfe um dieser Umsicht und Gründlichkeit willen, wenn auch etwas mühsam und schwierig, doch wirklich von bleibendem Werthe. Hirzel war daher durch Pünktlichkeit, Organisationstalent und diplomatisches Geschick ein musterhafter Staatschreiber und später nicht weniger eine Zierde der Regierung, indem namentlich durch ihn, den bisherigen ausschließlichen Bürälisten, mit Benutzung der Kenntnisse seines Bruders, des eidgenössischen Obersten, das thurgauische Militär sowohl durch die Schulübungen als durch die Komptabilität für andere Kantone ein nachahmungswertes Vorbild wurde. Anfangs störte

*) S. seine Selbstbiographie im 6. Heft der Thurg. Beitr. f. vaterl. Geschichte, 1865.

mir im Verkehr mit ihm die merkliche pedantische Schulmeisterei. Als es sich einmal um ein wichtigeres Schreiben handelte und ich mich gegen seine Ausstellungen ungefügig zeigte, machte er es selbst. Da sich nun in Form und Sache zwischen seinem Entwurf und dem meinigen zu seinen Gunsten ein großer Unterschied zeigte, so schämte ich mich und ließ mich zu meinem Gewinn für die Zukunft durch den sorgfältigen Mann gerne belehren.

Die übrigen Mitglieder der Regierung im ersten Viertel des Jahrhunderts waren so ganz unbedeutende und fast ohne Ausnahme arbeitsunfähige Leute, daß es sich nicht der Mühe lohnt, dieselben zu nennen. Von großem Werthe war, daß Morell durch ein wirksames Vorbild von Anstand und Sittlichkeit dem geselligen Leben des armen, leichten, durch die Revolution gelockerten Hauptortes wenigstens das äußere Gepräge von Zucht und Ordnung auferlegte und grobe Ausschweifungen verhinderte.

Für die früher mit Zürich verbundene und nun selbstständig gewordene thurg. evang. Kirche war ebenso bedeutend ihr erster (und letzter) Antistes, Joh. Melchior Sulzberger, Pfarrer von und in Frauenfeld-Kurzdorf. Ihm stand ich den äußern Verhältnissen nach am nächsten. Allein er hatte mir s. Z. das Talent für die Wissenschaft abgesprochen und eine Beifeuer für die Studien von Seiten der kirchlichen Behörde verhindert, so daß ich nur durch seines Kollegen Rappeler Verwendung ausnahmsweise von Seiten der Regierung ein Stipendium erhielt, weil derselbe, der mir großes Wohlwollen schenkte, Sulzbergers Urtheil gegenüber erklärte, ich werde einmal für jede Aufgabe brauchbar sein. Wenn ich daher als Student pflichtgemäß den Antistes besucht hatte, so war ich stets unfreundlich und einmal sehr hart von ihm behandelt worden. Später wurde das Verhältnis namentlich durch Benker, den Tochtermann, ein freundliches, nie jedoch ein offenes und herzliches. Sulzberger war ein in Zürich und Halle philologisch tüchtig gebildeter Mann, im Äußern bündig, maß-

und taktvoll, stets von berechnender Klugheit und kalter Zurückhaltung. Man vernahm über Theologie ebenso wenig als über jede andere Angelegenheit ein entschiedenes und bestimmtes Urtheil. Er war mit niemanden vertraut, weder mit Geistlichen noch mit Beamten, obwohl an der letztern wohlgenieigtem Vernehmen, um in seiner wichtigen amtlichen Stellung besser wirken zu können, ihm sonst viel lag. In der Einrichtung und Verwaltung des thurg. Kirchenwesens zeigte er das praktische Geschick des verständigen, rathvollen und allen andern überlegenen Geschäftsmannes und leitete mit gemessener Würde die Synodalverhandlungen, obgleich er die öffentliche Besprechung der kirchlichen Angelegenheiten nicht liebte, daher erst durch Benkers Einfluß die regelmäßige Einberufung der Synode verstattet wurde. Die kalte Ruhe und die abgemessene Vorsicht waren nicht geeignet, in ihm ein besonderes Predigertalent zu entfalten; dagegen waren seine Predigten in Zollikofers Weise ausgestattet mit psychologischem Blick in das Menschenherz und mit stets rathvollen praktischen Belehrungen. Sulzberger war wohl der begabteste und gebildetste Mann unter denjenigen, welche von Anfang an die Angelegenheiten des neugebildeten Kantons leiteten; allein er war zu vorsichtig und zu gemächlich, als daß bemerkenswerthe Zeugnisse seines Geistes und seiner leitenden Ideen vorhanden wären. Die Zeit der Neugestaltung während der Revolutionsjahre weist einige Schriftstücke aus dem Thurgau auf, welche einen politischen Blick, verbunden mit humarer Bildung, verrathen, die kaum einem andern als Sulzberger beigemessen werden können. Als in den Dreißiger Jahren Bornhauser den bisher einflußreichen Antistes auf die Seite schob, lebte Sulzberger noch manches Jahr (bis 1841) in ruhigem, theilnahmslosem Gleichmuth, in tiefster Zurückgezogenheit, um Welt und Wissenschaft wenig bekümmert, aber bisweilen liebenswürdig erfrischt und belebt im Kreise seiner fünf Töchter und deren Kinder.

Ich nahm von Anfang an in Frauenfeld eine sehr unabhängige Stellung ein. Im Kreise der strebsamsten Studenten in Zürich, in der Gesellschaft der dortigen jungen Geistlichen auf „der Zimmerleuten“, im Umgange mit vorzüglichen Frauen und in den Familien einzelner Freunde war ich mit den Verhältnissen und Vortheilen eines gebildeten Gesellschaftslebens so vertraut und daher so wählerisch geworden, daß die gesellschaftlichen Kreise der Heimat, wo die Geschäftsroutine einer bildungsarmen Beamtenwelt nebst gewöhnlichem Klatsch sich breit machte, mir wenig entsprachen; doch fehlte mir die Bescheidenheit und hingebende Aufmerksamkeit nicht, um jedem einzelnen die gebührende Rücksicht zu erweisen und so seine persönlichen Ansprüche zu befriedigen. Zu einem guten Vorurtheil für meine wissenschaftliche Befähigung dienten mir nebst einigen geselligen Eigenschaften namentlich auch äußere Fertigkeiten zur Empfehlung, indem ich kein ungeschickter Tänzer, Schlittschuhläufer und Turner war, so daß man es mir zur Ehre anrechnete, weil mir neben den tiefen Erfordernissen des Geistlichen und Lehrers nichts Menschliches fremd sei.

Im Verein mit Benker und Bornhäuser war ich von warmer Liebe für unsern jungen Kanton erfüllt, und wir gelobten uns, als Lehrer und Bürger unser redliches Theil zur geistigen Hebung unsers Ländchens beizutragen. Denn Bornhäuser wie Benker hatten ihre praktische Laufbahn an ihren Heimatorten begonnen. Leider hatten wir alle drei den guten Willen, etwas zu leisten; aber einen Begriff von der Wichtigkeit der Lehrmethode hatte keiner von uns und bekümmerte sich auch gar nicht darum, und ebenso wenig kannten wir eine gute Schule oder bildeten uns nach einem tüchtigen Schulmann. Wir trauten uns mit einigen Kenntnissen und Fähigkeiten auch selbstverständlich das Lehrtalent zu, und es machte jeder nach seiner Art und eigenem Gutdünken darauf los. Ich erinnere mich daher nicht, daß bei den östern Zusammenkünsten jemals Schulfragen ernst-

lich besprochen worden wären. Denn wir glaubten unsere Zeit auf höhere und geistvollere Dinge verwenden zu sollen. Bornhauser trug die regellose Freiheit seiner Individualität auch auf seine Schule über, verwickelte sich daher in manche Unannehmlichkeit und wurde des Schullebens bald satt. Dagegen zeigte er sich im freudigsten Eifer für patriotische und poetische Aufgaben voll jugendlich idealen Fluges und liebenswürdiger Herzensfrische. Wenn auch manches Ungeschliffene und naiv Selbstgefällige in seiner Art mich stieß, so erfüllte mich seine poetische Begabung stets mit einer gewissen Ehrfurcht und Bewunderung, da mir die Dichtersprache damals noch ein volles Räthsel war.

Während ich mich sonst neben Bornhauser völlig selbstständig fühlte, übte Benker manches Jahr auf mich einen entschiedenen und überwältigenden Einfluß aus. Der blonde Jüngling mit dem reinen, klaren, blauen Auge verband mit fast jungfräulich beweglicher Empfänglichkeit und neidischer Fröhlichkeit sinnigen Ernst und selbstbewußte charaktervolle Entschiedenheit. Diese geistige Tiefe, verbunden mit einem ebenso ausdauernden als begeisterten Fleiße für die Wissenschaft, erwarb ihm frühe eine vorwiegende Autorität über seine Studiengenossen. Nachdem mir daher der vertrautere, gemüthliche David Schultheß ferner gerückt war und frühe starb, schloß ich mich in strebsem Fortbildungseifer an Benker an und folgte ihm auf der ihm nahe vertrauten Bahn des klassischen Alterthums und der Philosophie. Benker war jedoch eine zu überwiegend receptive und zu gemächlich kontemplative Natur, als daß die Alten ihn zu einer auf das Leben gerichteten Energie oder die Philosophie zu systematischer Klarheit und dialektischem Scharfsinn ausgebildet hätten; auch gewann er weder durch die Klassiker noch durch die Philosophie eine einfache und kräftige Ausdrucksweise, und ebenso wenig eine freie, organische Gliederung der Gedanken. Er blieb in einem langen Leben unausgesetzter, jugendlich frischer Liebe zur Wissenschaft beim stillen innern Genüß; er „schwelgte“, wie er sich selbst aus-

drückte, in der Wissenschaft, und in der Uner schöpflichkeit des Genusses verlornte er das Bedürfnis der selbständigen Produktion, das ihn früher bisweilen angewandelt hatte. Dazu kam, daß Benkers äußerst reizbare Natur im Zusammenstoß mit fremden und anders gearteten Individuen unheimlich berührt und eingeschüchtert wurde, daher er sich nach versuchsweisem Betreten größerer wissenschaftlicher Kreise unbefriedigt und zurückgestoßen fühlte, und dann nach dem frühen Tode der Studiengenossen Rüscheler, Usteri und Schultheß, mit denen er früher in lebhaftem Ideenaustausch begriffen war, sich völlig isolierte und in Folge dessen allmälig auch unwillkürlich und unbewußt verengte. Es war aber manches Jahr eine schöne und gewinnreiche Zeit, da ich den verehrten, fertigen und gemachten Freund häufig in Frauenfeld sah oder zu ihm nach Dießenhofen pilgerte, wo er dann in innerlich freudigstem Erguß, in sinnigen Monologen, mir immer wieder ein neues wissenschaftliches Gefilde oder einen goldreichen Schacht eröffnete, in dem eben seine Seele schwärzte. Ich schämte mich nicht, bei diesem Zusammensein mehr die Stelle des zuhörenden Schülers einzunehmen, wie ich denn bis in die reiferen Jahre hinein mich glücklich fühlte, mich dem Gewichte von Charakteren und Gedanken unterzuordnen und von den verschiedensten Seiten Anregungen und Belehrungen dankbar in Empfang zu nehmen, auch wenn es bisweilen schwer war, sich zu beugen und zu fügen.

Die von mir bekleidete Oberlehrstelle, deren Inhaber Provisor hieß und ein Geistlicher sein mußte, wurde bisher, da mit dem Lehramte vier Festpredigten verbunden waren, als eine wohlgelegene Wartestelle auf eine bessere Pfründe betrachtet. Ich dagegen nahm mir vor, in dem Lehrberufe, obgleich die Besoldung nur 500 Gulden nebst Amtswohnung betrug, auszuhalten, um für die Errichtung einer Kantonschule vorzubereiten. Da man mich auch gerne als Prediger hörte und ich bisweilen für Sulzberger zu predigen hatte, auch anfangs wenig Aussicht auf eine

befriedigende und lohnende Lehrthätigkeit war, so wurden die theologischen Studien nicht vernachlässigt; mit der Dogmatik auch nicht von ferne bekannt, glaubte ich mich indessen auf Exegese des neuen Testamentes und auf Kirchengeschichte beschränken zu dürfen. Daher gehörte ich denn auch zu den thätigen und anregenden Mitgliedern in den Verhandlungen des Kapitels und der Synode und wurde gewöhnlich zu den mit besondern Aufträgen betrauten Kommissionen hinzugezogen. Meine Aufgabe als Lehrer, der in allem Möglichen Unterricht zu geben hatte, war freilich ebenso mühsam als geistig und wissenschaftlich wenig förderlich. Ich fühlte daher das Bedürfnis, mich in meinen pädagogischen Studien zu konzentrieren, und meine Wahl fiel auf diejenigen Gegenstände, zu welchen Neigung und Geschick mich führten, und worin ich an einer künftigen ausgebildetern Anstalt etwas leisten zu können hoffen durfte. Diese Wissenschaften waren deutsche Sprache und Geschichte. Für letztere war Pupikofer*), der frühere Schulkamerad in Frauenfeld, ein ermunternder Vorgänger, welcher in den Thurgauischen Neujahrsblättern die historische Beschreibung der Bezirkshauptorte begonnen hatte, worauf ich mich in der Behandlung von Frauenfeld und der Johanniter-Romthurei Tobel anschloß. Pupikofer war wenig älter als ich, allein durch frühe Amtstätigkeit und Verheirathung sowohl als durch natürliche Bedächtlichkeit und rücksichtsvolle Klugheit längst über jugendliche Frische und Idealität hinweg. Er war aber mit uns in der Liebe zur Wissenschaft und namentlich in treuer und ausdauernder Anhänglichkeit an den Thurgau verbunden. Damals schon war er mit der Geschichte unsers Kantons beschäftigt und hat dieser Aufgabe in einem langen Leben mit einer Hingebung und einem solchen Geschick sich gewidmet, daß man sagen kann, es war der Zauber der ersten Liebe, welcher dem

*) Joh. Adam Pupikofer von Untertuttwil, geb. 1797, früher Diacon in Bischofszell, starb als thurg. Kantonsarchivar und Bibliothekar den 28. Juli 1882.

jungen Bürger des freien Thurgaus einen solch freudigen Eifer verlieh. Pupikofer war von uns Thurgauern der vielseitigste; denn er beschäftigte sich außer der vaterländischen Geschichte mit allen möglichen wissenschaftlichen Gebieten; auch hat er in verschiedenartigen Aufgaben am meisten gearbeitet.

Für deutsche Sprache und Literatur ward mir eine besondere Förderung zu Theil durch zwei vielgenannte Deutsche. Der eine war der Freiherr Joseph von Laßberg, der Besitzer vom Schloß Eppishausen, wo er sich namentlich mit altdeutscher Literatur beschäftigte und für dieses Fach eine ausgezeichnete, an Handschriften reiche Bibliothek gesammelt hatte, wo er aber zugleich beständig eine sehenswerthe Sammlung von Alterthümern und Kunstgegenständen mit rücksichtsloser Betriebsamkeit vermehrte. Dazu gehörte besonders eine große Zahl ausgezeichneter Glasgemälde, welche er sich um geringen Preis großenteils aus der Schweiz zu verschaffen wußte. Zwei unserer Klöster besaßen sehr bedeutende Schätze von Glasgemälden, Dänikon im Kreuzgang und Feldbach im Konventsaal. In stumpfer Gleichgültigkeit ignorierten die Behörden deren Verschleuderung. Der berüchtigte Verhörrichter Ammann verkaufte als Klosterverwalter von Dänikon die dortigen Glasgemälde an Vincent in Konstanz sehr wohlfeil, nach der Klosterrechnung nur um 700 Gulden. Laßberg erhielt diejenigen von Feldbach noch bequemer und billiger. Er verfügte sich dahin, ließ sich das Kloster und namentlich den Konventsaal zeigen. Er rühmte der Frau Äbtissin dessen Schönheit über die Maßen und beklagte nur, daß derselbe so dunkel sei; sie sollte doch neue Fenster machen lassen. Da sich die gute Frau mit der Armut ihres Klosters entschuldigte, so wußte der Freiherr Rath und wurde mit ihr eins, daß er gegen Uebernahme der alten Fenster ihr neue verschaffen wolle, für welche Generosität die Oberin sich bestens bedankte. Allein Laßberg gewann mit seiner Liebenswürdigkeit, poesievollen Ritterlichkeit und genialen Energie nicht nur weltunerfahrene Klosterfrauen,

sondern wer ihn kannte, war von seinem Geist und seinem Wissen, sowie von seiner heitern Umgänglichkeit und seiner kordialen Leutseligkeit bezaubert. Eppishausen war daher ein von den Freunden des Alterthums vielbesuchter Wallfahrtsort. Laßberg war ein Edelmann von einer Art, wie solche in unserer Zeit nicht mehr leicht zu finden sein wird; er hatte den Anstand, die Gewandtheit, die Aufmerksamkeit und Unterhaltungsgabe eines vornehmen Herrn, war dabei aber völlig schlicht und einfach, gerade in seinem sichern Sichgehenlassen so bezaubernd. Der fürstenbergische Oberjägermeister, in näherm Verhältnisse mit der verstorbenen Fürstin von Fürstenberg, welche ihren Herrn früh in der Schlacht bei Stodach verloren, trug gewöhnlich den schlichten grünen Jägerrock und sprach mehrmals bei mir ein, die Jagdtasche an der Seite und den Knotenstock in der Hand, von einer größern Fußreise zurückkehrend, stets auf Beute aus dem deutschen Alterthum und besonders mittelhochdeutscher Poesie ausgehend. Er freute sich in dieser Beziehung in mir einen gelehrtigen und für Poesie empfänglichen Schüler zu finden, daher mir bei ihm stets offene, gastliche Aufnahme zu Theil ward und er mich gerne mit Hülfsmitteln für altdeutsche Studien unterstützte.

Von ganz anderer Art war Ludwig Follen, mehrere Jahre mein Nachbar im Schloß Altikon, wo er auf abenteuerliche Weise sich die Frau gewonnen. Follen war ein bildschöner Mann, daher die phantastischen Deutschalterthümler in ihm eine Kaisergestalt sahen, so daß er nachher zum Spott der „deutsche Kaiser“ hieß. Während der prächtige und zugleich sehr begabte junge Mann die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und gehätschelt wurde, litt bei seiner eiteln und eigenwilligen Art seine Studien und seine Charakterbildung. Er hatte ein bedeutendes poetisches Talent, war von einer gewissen hochsinnigen und großartigen Anlage, in religiöse Mystik verirrt, gemüthlich und liebenswürdig in Mittheilung dessen, was ihm am Herzen

lag; aber dagegen ohne alle Selbstbeherrschung, was seine Gattin, so sehr er sie sonst verehrte, am schlimmsten zu empfinden hatte, launenhaft und sorglos verschwenderisch und in Folge offenbaren Mangels an Erziehung u. a. höchst unreinlich, was den einst mustergültig schönen Jüngling früh zu einem etwas verlotterten Manne machte. Zur Zeit freilich, als ich näher mit ihm umgieng, war seine Gesundheit schon sehr gestört, wie er sagte, in Folge seiner Gefangenschaft wegen politischer Gesinnung, wohl zugleich aber, weil er sich nicht zu schonen und zu mäßigen wußte. Mir war sein Umgang werthvoll, weil er mit vielen damals bedeutenden Männern bekannt war und mich mit der religiösen Poesie des Mittelalters, sowie mit den Dichtern der neuern Zeit bekannt mache. Er verkehrte auch mit Laßberg; aber der altdutsche Bär konnte dem maß- und rücksichtsvollen edeln Ritter nicht lange zusagen. Dieser Umgang mit Flossen fiel in die letzten Jahre vor der Dreißiger Periode, welche ihn einige Zeit auf das politische Theater zog, wo er aber ebensowenig an Kredit gewann, als er das beträchtliche Vermögen seiner Frau zu erhalten wußte. Als ich ihm nach zwanzig Jahren wieder begegnete, war er vor Alter gebeugt und krankhaft verwittert. Indem ich ihn freundlich entgegenkommend an die alte Zeit erinnern wollte, erwiederte er verdrüßlich: „Ja, das ist schon lange her!“

Im Anfange der Zwanziger Jahre hatte Regierungsrath Freienmuth die thurgauische gemeinnützige Gesellschaft in's Leben gerufen, in welche auch ich nach einigen Jahren aufgenommen wurde. Allmälig tauchte im Echoze der Gesellschaft der Gedanke einer thurgauischen Kantonsschule auf, und Bornhauser wurde, da er schon Pfarrer in Matzingen war, mit einer Abhandlung darüber beauftragt. Da ich das Schulwesen als meine Lebensaufgabe betrachtete und daher mit diesem Gegenstande mich einlässlicher und tiefer vertraut gemacht hatte, bereitete ich in aller Stille, aber zugleich von Freienmuth ermuntert, ebenfalls eine Darstellung des Nutzens einer Kantonsschule vor.

Nachdem alsdann Bornhauser seine Arbeit verlesen hatte, fand die meinige nicht nur Gehör, sondern es wurde der Druck derselben beschlossen. Diese meine Bevorzugung gegenüber Bornhauser begann unser Verhältnis zu stören. Eine Kantonsschule war zwar noch im weiten Felde; allein außer den mangelnden Mitteln machte gleich anfangs der Gedanke der Errichtung von Bezirksschulen derselben Konkurrenz, und von nun an trat Bornhauser für diese in die Schranken. Ein so feuriger Geist war auf einer Landpfründe mit ihren einfachen, innern Aufgaben wenig befriedigt; er eignete sich wenig für einen Pfarrer und fühlte und sagte dieses auch selbst in komischer Weise zu seinen Freunden. In den verschiedenen gesellschaftlichen Kreisen des nahen Frauenfelds machte Bornhauser kein Glück; denn der völlige Mangel an Urbanität trat für die an gewisse gesellige Formen gewöhnten Leute zu fühlbar hervor; dagegen fehlte es den tonangebenden Geschäftsleuten zu sehr an der geistigen Freiheit, um die geniale Eigenthümlichkeit und die patriotische und praktische Strebsamkeit des jungen Mannes zu verstehen. Daher erfüllte ihn die „zähnefletschende Freundlichkeit“ der Frauenfelder Matadoren allmälig mit Bitterkeit und Haß, und er neigte den revolutionären Ideen und Kreisen zu, wohin ihn ohnehin seine Natur zog.

Nachdem ich fünf Jahre im Amte gewesen, fühlte ich das Verlangen und das Bedürfnis, mich in einem größern Kreise zu erfrischen und den Reichthum eines der Mittelpunkte der Weltkultur kennen zu lernen. (1827). Kesselring war zum Schlusse seiner Studien seit einem halben Jahre in Paris und daher mit den Lokalitäten und den Sehenswürdigkeiten gehörig vertraut. Ich freute mich, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, um in Gesellschaft eines Freundes der Betrachtung der Schätze der Kunst und Wissenschaft dieser Weltstadt obzuliegen. Ich unternahm die Reise im Frühling 1827, während Fehr und Denzler, Sulzbergers Tochtermann, für mich vikarisierten.

Ich wanderte, mit dem Reisesack auf dem Rücken, der meine ganze Ausstattung enthielt, zu Fuß nach Basel, wo ich einige Freunde besuchte, und bestieg in Mülhausen die Malle-Post, mit welcher ich in drei Nächten und zwei Tagen fast unaufhörlicher Fahrt (denn 30 Stunden lang fand kein Halt zur Einnahme einer Mahlzeit statt) an's Ziel gelangte. Das damalige Paris war nichts weniger als eine schöne Stadt. Ich wohnte indessen mit Kesselring in der Cité, in der Nähe alles dessen, was schön, groß und historisch bedeutsam war. Den frühen Morgen verwendete ich für mich allein auf den Besuch der Kirchen, an denen Paris aus den verschiedensten Perioden von den verschiedensten Stilen so reich ist. Ohne damals noch im Stande zu sein, mir von den Einzelheiten gehörige Rechenschaft zu geben, machte Notre Dame und noch mehr St. Denis auf mich einen ergreifenden Eindruck, und ohne damals irgend eine Belehrung über den Werth der Architektur der Renaissance empfangen zu haben, betrachtete ich mit großem Interesse die Kirchen dieser Periode, namentlich St. Eustache und St. Sulpice. Die beiden Kuppel-Kirchen Ste. Geneviève und diejenige der Invaliden fesselten nicht weniger durch ihre Bauart als durch ihre historischen Denkmäler.

Die höchste Anziehungs Kraft hatten für mich die Kunstsäkze des Louvre, unter denen ich während eines vierwöchentlichen Aufenthalts täglich einige Stunden verweilte. Es bedurften namentlich die antiken Bildwerke eines wiederholten Anschauens und eines eingehenden Studiums, um dieselben allmälig verstehen und schätzen zu lernen. Unmittelbarer sprachen die Gemälde zu mir, an denen die Sammlung des Louvre eine so große Zahl von Meisterwerken aufweist. Ich war durch meine deutschen und geschichtlichen Studien und namentlich durch den Verkehr mit Laßberg schon ordentlich in die christliche Romantik eingeweiht, so daß ich einigermaßen den Schlüssel des Verständnisses für die Italiener mitbrachte. Es sind aber die großen Maler unter

diesen, Rafael, Titian, Leonardo da Vinci, Fiesole sc. so ausgezeichnet vertreten, daß das östere Beschauen und Studieren ihrer Werke mein Auge für das Schöne und Klassische bildete. Hinwieder sind die Niederländer, namentlich Rubens, und unter den Spaniern Murillo so reich vertreten, daß die Vergleichung mit den Italienern äußerst lehrreich und anziehend war. Mit großer Freude betrachtete ich die Werke der ältern Franzosen, namentlich diejenigen von Mignard und Lairesse. Viel weniger innere Befriedigung gewährte mir der Palast Luxemburg mit den Leistungen der neuesten französischen Malerei, indem Gegenstände, Auffassung und Ausführung das Effektvolle, Unruhige, Grelle, Sinnliche so hervortreten ließen, daß man nicht zur stillen Ruhe freudiger Betrachtung kam.

Die übrigen Merkwürdigkeiten von Paris und dessen Umgebung besuchte ich täglich in Gesellschaft von Kesselring und dessen Freunden, den beiden Juristen Andreas Heusler von Basel und Fahrlander von Alzau. Der erstere ist als Professor, Rathsherr und Historiker in ehrenvollem Andenken; den andern so liebenswürdigen und tüchtigen Mann sah ich später nicht wieder. In Gesellschaft dieser um mehrere Jahre jüngern Männer thauten der in einem kleinen Städtchen schon etwas verengte und seriose Schulmeister auf vergnügliche und förderliche Weise auf, und der Ernst und der Eifer, womit ich mich in die großartigen Erscheinungen und in die Kunstschäze der Weltstadt versenkte, wurde von den Wandergenossen mit Interesse und Theilnahme aufgenommen und begleitet; denn ich hatte mich auf die Sehenswürdigkeiten von Paris so sorgfältig vorbereitet, daß ich mit den Gegenständen derselben und ihrer Geschichte weit besser vertraut war als die schon länger daselbst weilenden Gefährten. Nachdem ein an Laufen und Schauen genüß aber auch arbeitsvoller Tag zu Ende war, wurde der Abend mitten unter dem Glanz und Geräusch des Palais-royal oder auf Kesselrings Stube in fröhlichster Unterhaltung zugebracht, wozu namentlich Fahrlanders Humor das Beste beitrug.

Kesselring hatte mir berichtet, er habe von Berlin aus durch Schleiermacher, Savigny &c. hinlängliche Empfehlungen nach Paris erhalten, so daß ich mich nicht nach solchen umsah. Ich hatte dieses sehr zu bereuen; denn der Freund war noch zu jung und zu weltunerfahren, um seine Empfehlungen gehörig geltend zu machen; auch war er der französischen Sprache zu wenig mächtig, um sich bei den Franzosen in seinen liebenswürdigen und soliden Eigenschaften und Kenntnissen entfalten zu können. Da ich im Französisch sprechen einige Uebung hatte, indem in der Familie Freienmuth in Folge Anwesenheit eines französischen Hausfreundes die Unterhaltung in französischer Sprache geführt wurde, so hätte ich mir besser zu helfen gewußt. Allein meine Gesellschaft beschränkte sich auf den Umgang mit den jungen Schweizern, welche ihre Ausbildung nach Paris gebracht hatte, mit Ausnahme einer Abendgesellschaft bei dem früheren helvetischen Minister Stapfer, wo sich unter andern Benjamin Constant befand. In diesem zahlreichen Kreise von Herren und Damen sprach mich besonders die einfache Frugalität an, indem die ganze Bewirthung in einer Tasse Thee mit einem Stückchen Brot bestand. Als ich Stapfer nachher allein besuchte, machte er mir weitläufige spezielle Mittheilungen über die durchgreifende und unabwendbare Reaktion der damaligen Regierung, gegen welche er jeden Widerstand für fruchtlos hielt. Wir selbst waren Zeugen einer der gewagten reaktionären Schläge des Königs Karl X. Es fand eine Revue der 31,000 Mann starken Pariser Nationalgarde auf dem ungeheuren Marsfelde statt, wobei sich diese Truppenmasse auf dem weiten Plan und von der zehnmal größern Menschenmenge umgeben so verlor, daß sie nur in einer Stärke von 10,000 Mann erschien. Wir waren dicht an der Stelle, wo die Herzoginnen von Angouleme und Berry in einem offenen Wagen vorbeiführten. Diese leicht, unbedeutend und fast gemein aussehend; jene, die Tochter Ludwigs XVI., edel, vornehm, aber mit dem Gepräge einer niederdrückenden, unheilvollen Vergangen-

heit und daher mit umschleiertem Auge und ängstlichen Zügen. Bevor der Hof kam, hatten die Pariser Bürger lange in völliger Ordnung und Ruhe gestanden; auch während der König die Reihen durchritt, zeigte sich keinerlei Störung und Bewegung, nur machten sich vereinzelte Rufe aus den Gliedern hörbar: à bas Villèle! à bas les Suisses! In Folge dessen überraschte Tags darauf der Moniteur mit der kurzen Nachricht: „La garde nationale est licenciée!“ Der Hof verzichtete also auf die Theilnahme und den Schutz der Residenzbewohner. Unterdessen hatten wir in der Deputiertenkammer die Hammerschläge vernommen, welche die Perrier, Lafitte, Sebastiani, Arago *et c.* gegen das morsche Gebäude der Bourbons führten, die von Billele und Konsorten schwach genug pariert wurden. Da der Zürcher Freund Hug zugleich mit mir in Paris war, so wurde ich durch denselben bei Friedrich Monod eingeführt, einem aus dem Kreise der ausgezeichneten Brüder. Ich wunderte mich freilich über den strengen, düstern Ernst des jungen Geistlichen, als läge noch der Bann auf der protestantischen Kirche Frankreichs, welcher einst die Wüstenprediger nöthigte, jeden Augenblick auf Noth und Tod gefaßt zu sein. Von der herrlichen Entfaltung der Beredtsamkeit von Seite der evangelischen Prediger in Paris, wie die neueste Zeit dieselbe aufzuweisen hat, waren damals nur noch bescheidene Anfänge vorhanden, oder es waren vielmehr Spuren und Ueberlieferungen einer früheren großen Zeit. Eine merkwürdige Vereinigung der freigesinnten Männer beider Konfessionen bot die Société pour la morale chrétienne dar, wo ich, durch Stapfer eingeführt, Gelegenheit hatte, einer glänzenden Versammlung beizuwöhnen, welche von beiden Geschlechtern zahlreich besucht war, und wo der edle Duc de Broglie, sowie der ausgezeichnete Advokat Labourdonnay sich bedeutend machten, jener im reinsten Adel französischer Beredtsamkeit, nach Form und Inhalt die Aufgabe der Gesellschaft hervorhebend, dieser in kräftigen Hieben die Uebertreibungen eines

jungen Ultra heimweisend. Es that mir sehr leid, daß ich von der Veredtsamkeit der katholischen Kirche Frankreichs nur sehr dürftige Zeugnisse zu hören bekam. Die Kirchen waren stets schlecht besucht und dann, mit Ausnahme einzelner Musterstücke verwitterten Emigrantenthums, mit geringem und zerstreutem Volke besetzt.

Desto besuchter waren die Theater. Von den berühmten Tragöden jener Zeit sah ich nur die alte, häßliche Duchenois, welche nebst ihren Mitgenossen mit dem leidenschaftlichen und doch kalten Pathos nicht sehr in Anspruch nahm. Die großen Leistungen der Franzosen bestehen eben im Lustspiel, wo sich ihre volle liebenswürdige, leichte und feine Lebensgewandtheit kund thut. Sehr verwundert war ich über den ganzen Reichthum des Ballets an wahrhaft zierlichen und schönen Touren. Von großem Eindrucke war der brillante Aufwand der Oper, wo die Größen von damals: Lablache, Mara und Grisi zu hören waren.

Für einen Schweizer war die damalige Schweizergarde in Paris ein erfreulicher Anblick. Vor den Thoren der königlichen Paläste standen jedesmal ein Schweizer und ein Franzose zu beiden Seiten des Einganges; der Franzose gewöhnlich düster und grimmig gegen seinen Partner, der Schweizer aber meistentheils die schönere, kräftigere Gestalt, wie eine Rose in seinem prächtigen rothen Rocke, fröhlich und harinlos in seinem Dienste. Namentlich zeigten sich die hohen Gestalten der rothen Schweizergardisten an einem der Sonntage beim Springen der Wasserwerke in Versailles unter den Tausenden von Zuschauern erst recht stattlich und glänzend, unter den Offizieren ein Schulkamerad, welcher freilich noch jung vom Strudel von Paris in die Tiefe gezogen wurde. Höchst ergötzlich nahm sich unter den prächtigen Landsleuten das verwitterte Schafsgesicht des Feldpredigers der Garde, eines Zürchers, aus, welcher auch, nachdem er zu tief in den Zauberbecher der französischen Welt geschaut, nichts Besseres zu thun wußte, als katholisch zu werden. Auch

das war eine besondere Befriedigung für den Schweizer, daß die vielerlei Thiergestalten, aus deren ehrenm Munde die Fontainen sprangen, größtentheils Kunstwerke von Schweizern waren. Der Park von Versailles mit den hochaufsteigenden Wassergarben der kolossalen Springbrunnen und mit den nach verschiedenen Richtungen schießenden Strahlen der wasserspeienden Ungeheuer, von Tausenden von Menschen durchwogt, war ein durch seine Großartigkeit überwältigender Zauber-garten. Dagegen erinnerten die leeren Säale des Schlosses und die halb zerfallenen Prunkgemächer von klein und groß Trianon in ihrer Verödung nur um so lebhafter an die Scenen der Revolution.

Durch angestrengten Fleiß und sorgfältige Benutzung der Zeit hatte ich das für mich Merkwürdige in Paris so ziemlich gesehen und mir zu eigen gemacht. In den letzten Tagen des Mais reiste ich mit Kesselring nach Lyon, wobei es für mich bei der frankhaften Erschöpfung keine kleine Aufgabe war, vier Tage und vier Nächte in der Postkutsche auszuhalten. Die Gegend über Fontainebleau, Nemours, Nevers, Moulin's längs der Loire und dem Allier ist unbedeutend und langweilig genug, bis sich der Blick in die schönen Berge der Auvergne öffnet und man nach der Fahrt über den Mont Tanare die höchst manigfaltige und malerische Umgebung von Lyon erreicht. Lyon ist sowohl der Lage als den großen Plätzen mit stattlichen Häusern nach eine höchst bedeutende Stadt, wo wir mit besonderm Interesse nebst den Kirchen die beträchtlichen Überreste einer römischen Wasserleitung betrachteten. Der Weg von Lyon nach Genf ist sehr manigfaltig und anmuthig, namentlich in der Gegend von Mantua. Genf war damals noch eine so enge und finstere Stadt, wie ich sie vor sieben Jahren gesehen, nur daß sich bereits das Musée Rath und das Naturalien-Kabinet den neugierigen Blicken eröffneten. In Lausanne besuchten wir einige alte Böfinger Freunde, bei denen mit einer tiefen religiösen Gesinnung zugleich auch eine auffallende Strenge sich gepaart hatte, welche uns

Ostschweizern damals noch neu war. Auf dem Dampfschiffe waren wir Cäsar Malan begegnet, dem Urheber der dortigen Erweckung. In Neuenburg besuchte ich meine früheren Schülerinnen, die beiden Schwestern Freienmuth, die in einer vortrefflichen Pension untergebracht waren; die jüngere wurde später Gattin des Herrn Minister Dr. Kern. Nicht so gut versorgt war eine dritte Schülerin, die ich daselbst besuchte.

Außer den sorgfältig gepflegten Beziehungen zu den einflußreichen Männern in Frauenfeld trat ich in näheren Verkehr mit dem Advokaten Peter Mörikofer, dem nachmaligen Staats- schreiber und Regierungsrath, dem Neffen Morells. Er hatte Zura studirt. Damals war er ein junger Mann von oberflächlicher Bildung, aber lebhaft und gemüthlich, umgänglich und anschmiegender, beredt und ehrgeizig. Ich hatte für ihn nach meinem Wesen und meinen Bestrebungen kein Interesse. Weil er sah, daß ich mehrern seiner auswärtigen Bekannten etwas galt, so wollte er denn auch mit mir gut stehen. Das hatte für mich den Vortheil, daß er als Stadtpräsident und der in Frauenfeld das große Wort führte, mir durch sein freundliches Einsehen und seine Fürsprache unter der Bürgerschaft geneigten Boden bereitete. Das hinderte mich indessen nicht, mit seinem Schwager, mit dem er wegen Familiensachen auf gespanntem Fuße stand, eines näheren Umgangs zu pflegen. Dieser, Registratur Rauch von Diezenhofen, war ursprünglich Gerber in seinem Bürgerorte, wurde aber des Handwerks müde und trat in niederländische Dienste. Aber auch das Kriegshandwerk verleidete ihm bald und er bewarb sich um eine Beamtung im Heimatkanton. Er erhielt aber nur eine Sekretärstelle auf der Staatskanzlei in Frauenfeld; der Fortschritt gieng langsam. Da er etwas schmal hatte und Zurücksehung erfuhr, suchte er mich angelegentlich auf, und ich hatte Gefallen an dem intelligenten, welterfahrenen und angenehm unterhaltenden Manne. Näher als die beiden stand mir Dr. Merk in Pfyn, nachher Regierungsrath

und zuletzt Arzt im Kantonsspital, eine kräftige Erscheinung, nicht ohne eine gewisse imponierende Würde, von vorsichtig kluger Zurückhaltung, geistig strebsam, doch nicht ohne eine Beimischung von phantastischer Excentricität, verschlossen und kühn, wie er sich denn auf der Universität als gefürchteter Schläger erprobte. Ehrgeizig eben leicht verletzt, fand er in meiner heitern Lebensauffassung und meiner innerlich freien Selbstgenügsamkeit oft eine willkommene Theilnahme und Beruhigung.

Stets mit der größten Unabhängigkeit und Liebe war mir der Altersgenosse Karl Fehr zugethan. Heiter, hingebend, dienstfertig, jedermann freundlich und liebevoll entgegenkommend, offen und treuherzig behielt er etwas Jugendliches und kindlich Lauteres bis an sein Ende. Wegen seiner ökonomischen Verhältnisse hatte er als junger Mensch zu einer Kanzlistenstelle seine Zuflucht genommen, die ich, als man mich dafür empfehlen wollte, verschmäht hatte. Neben der achtstündigen Arbeit auf der Kanzlei verrichtete er mit Fleiß und Sorgfalt die Geschäfte der Bleiche, und als er später jene quittierte, brachte er dieses Gewerbe seiner Familie wieder in guten und gedeihlichen Gang. Dabei hatte er Gelegenheit, sich dem Volke bekannt und werth zu machen, daher er von demselben zum Friedensrichter gewählt wurde. Obgleich es dem Manne an aller Veredtsamkeit fehlte, so bekleidete er doch dieses Volksamt manches Jahr mit großer Gewissenhaftigkeit und zur allgemeinen Zufriedenheit, bis es einzelnen Gegnern gelang, ihn über Bord zu werfen. Dagegen wurde ihm als Ersatz die Wahl zum Stadtammann zu Theil. Karl Fehr theilte, so lange er lebte, in unverbrüchlicher Treue mit mir Freude und Leid und ließ sich auch dann nicht stören, als Kesselring, der dem Manne von weiblicher Zartheit und Schmiegsamkeit abgeneigt war, mir allmälig näher stand.

Nachdem Kesselring sich einige Zeit der Advokatur gewidmet hatte, wurde er Oberrichter und bald darauf zugleich Verhörrichter, in Folge dessen er nach Frauenfeld übersiedelte.

Es hatte mir bisher an einem täglichen Umgange gefehlt, wo alles das besprochen werden konnte, was in den Umfang des geistigen Lebens und der Wissenschaften gehört. Mit Kesselring wurde mir dieses Glück auf die befriedigendste Weise zu Theil. Er war ein reiner und edler Mensch, von idealem Hochsinn, für alles Gute und Schöne begeistert, sinnig und liebenvoll. Aber er war von langsamer Art, bedächtig und gemächlich; daher fand er sich auch in Menschen und Verhältnisse nur langsam hinein, und für das praktische Leben fehlte ihm der scharfe psychologische Blick und daher auch die energische Entschlossenheit. Allein was er einmal für wahr und recht erkannte, dem blieb er mit unerschütterlicher Treue zugethan; wenn er sich weniger zum Staatsmann eignete, so war er dagegen der redlichste und gewissenhafteste Geschäftsmann und Richter. Er war zu ideal und zartgesinnt, um ein guter und erfolgreicher Verhörrichter zu sein; denn er glaubte zu gerne an das Bessere im Menschen und ließ sich daher bisweilen täuschen oder wenigstens durch Schliche und Lügen hinhalten und irreführen, so daß bei seiner Gewissenhaftigkeit und unermüdlichen Humanität ihm sein Amt sehr mühsam und außerordentlich zeitraubend wurde. Die Unnehmlichkeit des freundlichen Umganges erhielt einen erfreulichen Zuwachs durch seine baldige Verheirathung. In seiner noch lebenden Gattin erhielt er eine vortreffliche Hausfrau, die sowohl in allen Arbeiten geschickt, als für Kunst und Poesie empfänglich war.

Es war für mich eine angenehme und glückliche Zeit, jene acht Jahre, welche ich im Anfange meines Amtes im Elternhause zu bringen konnte. Die Mutter war eine so verständige, umsichtige und in Menschen und Verhältnisse sich sicher und fest zurechtfindende Frau, daß ich alles mit ihr theilen konnte und ihr daher stets mit kindlicher Liebe zugethan war. Mein Emporkommen war das Werk ihrer Entschlossenheit und Aufopferungsfähigkeit; allein sie freute sich stets mit der demüthigsten Anspruchslosigkeit meiner Erfolge und meiner Verbindungen. Da-

gegen hatte auch ich oft die Freude, daß Freunde und Bekannte dem Werth und der Tüchtigkeit meiner treuen Mutter ehrende Anerkennung zu Theil werden ließen. Ich wanderte zum Essen in die Schmiede an der Murgbrücke, der Wohnung meiner Eltern, wo ich aufgewachsen war, während ich im eigenen Amtshause wohnte, dem jetzigen evangelischen Pfarrhaus, wo ich mich sehr behaglich fühlte und froh war, dasselbe mit niemanden theilen zu müssen. Ich richtete mich allmälig darin wohnlich ein und freute mich, zwei bis drei Freunde bequem beherbergen zu können, und an Regentagen diente es mir zur Unterhaltung, im leeren Hause die Turnübungen fortzuführen und in der Schulstube über die Tische zu springen. Daher kostete es mir keine Ueberwindung, Anfragen um Vermietung eines Theils der nicht bewohnten Räume abschlägig zu bescheiden.

Bornhauser fand im geistlichen Amte keine Befriedigung. Auch durch die Verheirathung wurde seine Lebensanschauung keine andere. Allein da seine Frau aus dem Appenzellerlande war, wurde er für die dortigen demokratischen Einrichtungen begeistert und schloß sich namentlich an den Redakteur der Appenzeller Zeitung an, welche im Angriff auf die Kantonsverfassungen aus der Reaktionsperiode von 1815 die Fahne vorantrug. Bornhauser wurde nun Mitarbeiter an der Appenzeller Zeitung und trat mit dem Feuer leidenschaftlicher Beredthamkeit gegen die allerdings unfreien und kleinslichen Beschränkungen der Volksfreiheit in der thurgauischen Verfassung auf. Er warf namentlich seinen vollen Haß auf Anderwert, als den intellektuellen Urheber jener Verfassungsbestimmungen. Es war ihm in diesen politischen Bestrebungen voller, redlicher Ernst, und er betrachtete sich dazu berufen, dem Volke zu seinem ursprünglichen Rechte zu verhelfen. Er erfaßte auch diese seine Lebensaufgabe mit einer gewissen poetischen Großartigkeit auf, indem er sich durch die Vorbilder der Volksführer und Befreier alter und neuer Zeit entflammte. Demnach waren auch die Mittel, welcher er sich bediente, nicht

gemein; denn seine publizistische Polemik war durch keine Persönlichkeiten herabgewürdigt, indem er sich in Schrift und Wort durch Würde und Maß des klassischen Alterthums leiten ließ und daher stets einer gewissen Heitern Eleganz sich befleß. Den Triumph populärer demokratischer Beredtsamkeit feierte er bei der Versammlung des sogenannten Sempacher Vereins am Stoß im Jahre 1827, wo der metallreiche Klang seiner weithin schallenden biegsamen Stimme und die melodischen Wellen seiner die Herzen bezaubernden Beredtsamkeit einen günstigern Eindruck hervorbrachten als die gehaltvollere und gedankenreichere Rede, die fröhlich wie ein grimmig brüllender Löwe herausstieß. Als sich im folgenden Jahre der Sempacher-Verein im Schwaderloch versammelte, hatte ich neben Staatschreiber Möritzöfer und Kesselring die Hauptrede zu halten, welche mir namentlich die freundschaftliche Theilnahme des bekannten Appenzeller Volksmannes, des Dekans Frei von Trogen, zuwege brachte; unter den Zuhörern befand sich auch Louis Napoleon von Arenenberg. Denn auch ich gehörte insofern zu den Freunden und Beförderern der Freiheit, als ich überzeugt war, daß theils wegen vorgerückten Alters, theils wegen Mangels an geistiger Strebksamkeit und Bildung von den dermaligen tonangebenden Männern unsers Kantons wenig zu erwarten sei. Ich betheiligte mich daher an der Monatschronik, welche Heinrich Nüseler in Zürich herausgab und in welcher er einen gemäßigten Liberalismus befürwortete, weniger für die Politik, als für Gegenstände der Kirche und der Gemeinnützigkeit. Während das Regierungspersonal Bornhausers im Volke zündenden Artikeln für Umgestaltung der Verfassung zürnte, war ich über die Oberflächlichkeit derselben mit einverstanden; aber ich erinnerte bei jeder Gelegenheit, daß man nicht durch unkräftiges Schmollen, sondern durch Gedanken und Thaten zu antworten habe. Ich war mit Kesselring und einigen andern bereit, gegenüber Bornhausers demokratischen Auslassungen die Thurgauer Zeitung zur Widerlegung zu benützen; wir verlangten die Aufhebung der

bisher von den beiden Landammännern ausgeübten Censur. Freienmuth und Hirzel wollten uns behülflich sein; aber bei näherer Besprechung kam es darauf hinaus, daß wir unter der Oberaufsicht dieser beiden hätten arbeiten sollen. Lachend antwortete ich: Wenn man uns nicht vertrauen, sondern eine Bevormundung an die Stelle der andern setzen will, so bedanken wir uns der Arbeit. Als Freienmuth, um der immer größern Verschuldung der Bauern zu wehren, seine wohlgemeinten, aber illiberalen und kurz-sichtigen Vorschläge herausgeben wollte, und er mir die Schrift zur Verbesserung der Redaktion in die Hand gab, machte ich dringende Vorstellungen gegen die Veröffentlichung, weil ich überzeugt war, daß diese Auslassung der Opposition eine willkommene Handhabe darbiete, wie solche denn auf's schärfste erfolgte. Als Bornhauser schon damit umgieng, die Regierung, welche unentschlossen und grossend zauderte, durch eine Volksversammlung in Aufstellung einer demokratischen Verfassung zu überholen, wollte Merk den Versuch machen, die kantonale gemeinnützige Gesellschaft zur Einleitung liberaler Verfassungsbestimmungen zu vermögen; allein ich hatte Mühe, Freienmuth und Hirzel nur soweit zu bringen, daß Merk die Verlesung seiner Vorschläge bewilligt wurde, während man das Eingehen auf die Sache von der Hand wies. Als Bornhauser an der Spitze des demokratischen Vereins die erste Volksversammlung ausschrieb, um die „Volkswünsche“ für Verfassungsrevision aufzustellen, war die Regierung rathlos. Kesselring und ich kamen überein, es sei wünschbar und nothwendig, damit die Volksversammlung keinen revolutionären Charakter annehme und die Volkswünsche dem Volke nicht aufgedrängt, sondern geprüft würden, daß diejenigen Mitglieder des Großen Rathes, welche bisher das Zutrauen des Volkes in besonderm Maße genossen hätten, an der Volksversammlung theilnähmen. Wir besuchten daher die Herren Ammann, Scherb, Stoffel, um sie zur Theilnahme zu bewegen. Die guten alten Herren aber, welche die Tragweite der

Bewegung nicht einsahen, lachten hinter den Stockzähnen und mochten der Regierung die Verlegenheit gönnen, waren dann aber bald um so mehr verblüfft und erzürnt, als sie sich mit ihrem ganzen bisherigen Einfluß durch die Sturmwellen der Revolution auf den Sand gesetzt sahen. Bornhauser war zu unpraktisch und zu oberflächlich, als daß er je versucht hätte oder im Stande gewesen wäre, eingehende, auf die Verhältnisse unsers Kantons berechnete Vorschläge zu machen; er war in allen Einzelheiten abhängig von Meyer in Herisau und Snell; sachlichen und gründlichen Einwürfen gegenüber war er daher immer unbeholfen. Erfahrene und sachkundige Männer würden ihn im Anfang der Bewegung leicht in Verlegenheit gebracht haben; da er aber keinen Widerspruch fand, so mußten die von ihm aufgelegten Volkswünsche maßgebend und obligatorisch werden. Als er endlich mit seinen Gedanken und Vorschlägen herausrückte und einen Verfassungsrath zur Ausführung der Volkswünsche vorschlug, war ich über die leichte und ungründliche Art verwundert, mit welcher ein Kanton revolutioniert werden sollte, der ungeachtet seiner mangelhaften Verfassung eine sorgfältige und häuscherische Verwaltung hatte, durch die mit wenigen Mitteln bisher sehr Anerkennenswerthes geleistet worden war. Ich fühlte mich daher zu einer Widerlegung verpflichtet, welche von Altersgenossen, namentlich Kesselring, gebilligt worden und als außerdentliche Beilage der Thurgauer Zeitung erschien. Darauf kündete mir Bornhauser die Freundschaft und sandte meine früheren Briefe an ihn zurück. Als die Bewegung sich des Volkes bemächtigte und von einem Überfall von Frauenfeld die Rede war, bildete sich daselbst eine Bürgergarde; allein mit dem Fortschritt der Revolution entsank der Regierung und ihren Anhängern der Muth, und Freiemuth erklärte mir, die Regierung mache die Revolution mit, d. h. sie selbst verzichte bei der Bildung der neuen Verfassung auf den gesetzlichen Weg. Daher zeigten denn die einen feige Furcht für ihre Stellen und charakterlose Nach-

giebigkeit, die andern einen unwilligen Jammer und rathlose Niedergeschlagenheit. Anderwert allein bewahrte in allen Stürmen die staatsmännische Würde und Konsequenz. Kesselring und ich übernahmen anfangs die Redaktion der Thurgauer Zeitung; auch ich, ungeachtet vermögenslos und kärglich besoldet, unentgeltlich, ich darf sagen aus reinem Pflichtgefühl gegen den Kanton, um eine ruhige und unbefangene Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten zu ermöglichen. Wenn gegen die Uebergriffe des Radikalismus nichts auszurichten war, so wurde durch eine leidenschaftslose und von Persönlichkeiten freie Publizistik doch der Zweck erreicht, daß der Thurgau von stürmischen Aufläufen und blutigem Zusammenstoß verschont blieb, und daß es nie zu einer ausgebildeten und schroffen Parteistellung kam. Mir, der ich nichts zu suchen und wenig zu verlieren hatte, wurde eine unbefangene Haltung nicht schwer: doch that es mir leid, daß ich, der ich bisher trotz meiner wenig populären Eigenschaften einen gewissen Grad öffentlichen Vertrauens genossen, beim Volke missbeliebig und verdächtig wurde. Als es aber im Anfang der Bewegung einmal hieß, das Volk wolle mich abholen, damit ich Bornhauser Abbitte thue (und wirklich schien der Polizei räthlich, vor meinem Hause patrouilliren zu lassen), setzte mich die Androhung mit einem so gewaltigen Unfug in so große Entrüstung, daß ich, entschlossen und schroff gegen einen rohen Angriff auf meine persönliche Freiheit, mich bewaffnete, zwar das einsame Haus bis tief in die Nacht offen ließ, zu jeder persönlichen Verantwortung bereit, aber auch in der Aufregung des stolzen Bürgergefühles ebenso bereit, einem ungesetzlichen Frevel mich mit Gewalt zu widersezen. Ich glaube aber, Bornhauser war so verständig, sich selber eine solche Scene zu ersparen, obgleich er sich bald darauf die romantische Neußerung „des auf ihn geübten Mörderdolches“ nicht versagen konnte. Zu persönlicher gegenseitiger Auslassung in öffentlichen Blättern kam es nie. Vielmehr als Bornhauser mit seinen verschiedenen poetischen Arbeiten hervortrat, nahm ich

gerade darin, daß er mich durch eine persönliche Ansprölung lächerlich zu machen gesucht hatte, Anlaß, das Publikum auf die geistigen Bestrebungen des Volksmannes aufmerksam zu machen; denn ich wollte den Leuten zu Gemüthe führen, daß demselben die Betätigung stiller Poesie besser anstehe als die Wege der Demagogie. Durch diesen Vorgang und andere Gründe bewogen, ließ sich dann Bornhauser später zu der Erklärung herbei: „Zehn Jahre waren wir Freunde, zehn Jahre waren wir Feinde, abermals zehn Jahre sc. Ich denke, es ist in der scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit an jedem von uns so viel Gutes, daß wir uns achten können.“ Und nun kam das Anerbieten der Erneuerung alter Freundschaft. So gerne ich zur Versöhnung geneigt war, so beunruhigte mich doch die pathetische Erklärung, und meine Erwiederung fiel etwas kühler aus. Denn natürlich auf den alten Fuß kam es nicht mehr, und in der Wirklichkeit zeigte ich mich aufmerksamer und rücksichtsvoller gegen Bornhauser als er gegen mich.

Mit der Kantonsschule war es im weiten Felde; Bornhauser und sein Anhang mochten dieselbe der Stadt Frauenfeld nicht gönnen; auch fehlten für einmal die Mittel. In der alten Regierung war auch niemand gewesen, der einen hinlänglichen Begriff vom Einflusse wissenschaftlicher Bildung gehabt hätte, und namentlich keiner, welcher aus eigener Erfahrung sich vom Werthe der klassischen Bildung hätte überzeugen können. Als mir Freienmuth einst eine Skizze mit den Ansichten über eine thurgauische Kantonsschule vorlegte, mit dem Wunsche, daß ich dieselbe zu einem Vortrage für die gemeinnützige Gesellschaft ausarbeite, kam es lediglich auf eine Bauernschule hinaus. Und als ich ihm bemerkte, daß eine Kantonsschule nach dem Vorgange von Narau und von Chur auch für wissenschaftliche Vorbildung sorgen müsse, meinte er, es sei nicht wünschbar, daß zu viele studierten; die Vermöglichkeiten aber würden sich schon zu helfen wissen. Hierauf erklärte ich, da sei es am gerathensten, die Kantonsschule ruhen zu lassen bis auf bessere Zeiten.

Sulzberger hatte mir gegen den fühlen und zurückhaltenden Anderwert Misstrauen beigebracht. In den Revolutionstagen jedoch hatte schon sein ganzes Wesen und Benehmen ein günstiges Vorurtheil für ihn eingeflößt; zudem ergab sich damals die östere Gelegenheit, über die Vorgänge des Tages und die Personen mit ihm zu sprechen. Die ruhige Würde des Mannes und seine schlichten, harmlosen, objektiven Urtheile machten mir denselben achtungswert und lieb. In Betreff der Schulangelegenheit meinte er, da für einmal auf eine Kantonsschule nicht gerechnet werden könne, so sollten wenigstens die beiden Konfessionen der Residenz ihre konfessionellen Schulen vereinigen, wodurch dann Mittel geboten wären, die Schulen von Frauenfeld auf eine Stufe zu erheben, wie es bis anhin keiner andern Gemeinde des Kantons möglich gewesen, und damit werde dann auch von selber der Kantonsschule vorgearbeitet. Die Sache empfahl sich von katholischer Seite, da Anderwert einen jungen, begabten Geistlichen (Rogg), einen Bürger von Frauenfeld, veranlaßt und ermuntert hatte, sich dem Lehrfache zu widmen und sich für dasselbe auszubilden. So sehr ich die Wünschbarkeit einer vereinigten pietätischen Schule theilte, so bestand ich darauf, daß, wenn irgend etwas Anerkennenswerthes und Befriedigendes geleistet werden solle, es an die Oberschule eines dritten Lehrers für Mathematik, Naturwissenschaft und Zeichnen bedürfe; denn nur mit diesem Gewinn lohne es sich der Mühe, den unausweichlichen Kampf mit den konfessionellen Schwierigkeiten bei der Neuheit eines solchen Versuches zu wagen. Die evangelische Konfession kam der Schulvereinigung nebst der von mir gewünschten Ausdehnung mit großer Bereitwilligkeit entgegen, und die katholische Konfession fügte sich Anderwerts überwiegendem Einfluß. Zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes hatte ich bereits einem jungen Mitbürger durch gesammelte freiwillige Gaben die Mittel verschafft, sich zum Lehrer auszubilden und sich namentlich für den Unterricht in den oben genannten Fächern zu befähigen; es war dieses

Jakob Sulzberger, der nachherige Konviktührer der Kantonschule, welcher sehr gute Zeugnisse aufzuweisen hatte. Als es sich um Aufbringung der Besoldung handelte und man meinte, der junge, von seinen Mitbürgern unterstützte Mensch könnte sich für den Anfang mit 300—400 Gulden begnügen, erklärte ich, 500 Gulden seien das Mindeste, was man einem ordentlichen Oberlehrer bieten dürfe. Als man es aber unverhältnismäßig fand, daß der neue, untergeordnete Lehrer die gleiche Besoldung haben solle wie ich, machte ich bemerklich, es sei eben meine Besoldung schon längst eine zu geringe gewesen; ich mache aber keine höhern Ansprüche, in der Aussicht, daß die verbesserte Ober- schule durch die Schulgelder auswärtiger Schüler eine Besoldungserhöhung ermöglichen werde, und wirklich konnte mir gleich anfangs eine Zulage von 100 Gulden als Lehrer und eine Entschädigung von 100 Gulden als Rektor ausgewiesen werden. Diese 700 Gulden begleiteten mich während meiner ganzen künftigen Schularbeit. Im Jahre 1831 trat die Schulvereinigung in's Leben und gab mir einen bescheidenen, aber erfreulichen Wirkungskreis und neuen Mut nach den aufregenden Stürmen der Revolutionsjahre. Der junge Rektor hatte es freilich mit den Lehrern der Elementarschulen, ältern Männern, welche bisher einer unbedingten Freiheit genossen hatten, nicht leicht. Denn sich an einen Schulplan zu halten und nur mit Erlaubnis die Schule einzustellen, dazu konnten sie nur durch unnachgiebige Strenge und Konsequenz genöthigt werden. Es gelang, den ältesten und mangelhaftesten in einer Beamtung unterzubringen. Zum Ersatz für die unterste Klasse hatte ich bereits einen jungen Lehrer aus der benachbarten Landschaft nachgezogen, einen ganz ungebildeten, aber sehr talentvollen Mann, welcher ein ausgezeichnetes Geschick in Behandlung der kleinen Kinder an den Tag legte. Als sich nach einem Probejahr neben diesem Vikar zwei ordentlich gebildete Lehrer gemeldet hatten, legten diese sehr befriedigende Examen ab, während es meinem Günstling begegnete, daß er

vorbrachte: Brot, Mehrheit: Bröter; bringen, Vergangenheit: bringte. Meine Herren Schulräthe machten daher bedenkliche Gesichter und fanden, das wäre ja eine Schande, einen solchen zu wählen. Ich hieß sie aber gedulden, bis es zur Probelektion komme. Da zeigte sich dann neben der unbeholfenen, angelernten Schulmeisterei der Zünftigen mein Bauersmann so gewandt, belebend und verständig, daß man ihm ohne weiteres Bedenken einstimmig die erste Klasse anvertraute. Und wirklich versah er sein Schulamt mit Befriedigung bis in die höhern Jahre hinein. Mit den katholischen Lehrern gab es große Noth. Der Elementarlehrer, ein talentvoller Mann, Musiker und in allerlei Künsten gewandt, hatte bisher durch seine Schein-Bravourstücke Aufsehen gemacht und damit seine Nachlässigkeit und seinen Unfleiß gedeckt. Der an Jahren vorgerückte Routinier war an keine Ordnung zu gewöhnen und verursachte viel Unannehmlichkeit, bis drei Regierungsräthe um ihrer Kinder willen die Verantwortung auf sich nahmen, denselben als Haussvater an den Kantonsspital abzuladen. Der von Anderwert dargebotene junge Geistliche war ein sehr angenehmer Mann und hatte viel Lehrgabe; aber er war zugleich träge und genüßsüchtig, so daß er sich an ein geordnetes Schulleben nicht gewöhnen konnte, den Schulsack bald zu schwer fand und mit einer Pfründe in der Nachbarschaft der gastfreien Karthause Ittingen vertauschte. Auf diesen ersten katholischen Oberlehrer folgten noch andere ähnlichen Gehaltes, bis sich in Anton Meier, einem Konventionalen von Kreuzlingen, ein angemessener Mann fand. Pater Anton war Mönch nach der vollen Strenge und Selbstüberwindung der Askese, dabei ein ordentlich gebildeter, außerordentlich fleißiger, gewissenhafter und treuherziger Mann, dessen naives Selbstgefühl bei den übrigen guten Eigenschaften mit Humor betrachtet und ertragen werden konnte. Mit dessen Beihilfe ließ sich nun auch für die alten Sprachen etwas annähernd Befriedigendes leisten. Denn da drei Vierttheile der Schüler, die Mädchen ungerechnet, sich

bürgerlichen Berufsarten widmeten, so fühlte ich mich verpflichtet, hauptsächlich in den dahin abzielenden Fächern thätig zu sein, wozu freilich kam, daß ich nebst dem Religionsunterricht deutsche Sprache und Geschichte mit Vorliebe betrieb. In Folge der Schulvereinigung wurden die jährlichen Prüfungen öffentlich im großen Saale des Rathauses gehalten, woran sich die Eltern und das Publikum mit großem Interesse betheiligt, und namentlich erweckte eine lebhafte Theilnahme das jährliche Schulfest, welches Vormittags durch Reden und Gesangsaufführung und Nachmittags durch Spiele und Bewirthung im Freien gefeiert wurde. Indem ich auf den reichlichen Mundvorrath verzichtete, welcher mir nebst einem Papiervorrath an der Jahresprüfung nach alter Uebung zu Theil wurde, und sämmtliche Vorsteher ebenfalls zum Verzicht ihres Anteils veranlaßte, erleichterte ich die Aufbringung der Kosten für das Schulfest. Meine Schulreden mußten für Manches Bahn brechen oder manche Unebenheiten und Schwierigkeiten ausgleichen; dabei fehlte es nicht an einem freimüthigen Wort.

Wenn früher die Mädchen einen weitern Unterricht empfangen sollten als den, den die Elementarschule ihnen darbot, so mußte derselbe in Privatstunden gesucht werden, welche damals eine Nebeneinnahme der Lehrer bildeten. Als eine Entschädigung dafür verschaffte ich ihnen Anteil an den Schulgeldern und so mit einer erhöhte Besoldung; dagegen bildete ich an der Oberschule eine besondere Klasse für die Mädchen. Da aber das geringe Lehrpersonal nur eine kleine Anzahl von Stunden für die Mädchen auszuscheiden erlaubte, so wurde allmälig der Versuch gemacht, die Mädchen in die Knabenklassen der Oberschule hineinzuziehen. Diese Zusammenziehung machte sich nicht nur bei den jüngern Mädchen ohne Schwierigkeit, sondern auch der gemeinsame Unterricht mit Mädchen von fünfzehn und sechzehn Jahren mit Knaben gleichen Alters führte nie Uebelstände herbei; vielmehr diente der beginnende Geschlechtsrapport häufig zu gegen-

seitiger Nachreifung. Von zwölf bis vierzehn oder fünfzehn Jahren waren die Mädchen an geistiger Entwicklung gewöhnlich den Knaben voraus; später aber legten die fähigern und bessern unter den Knaben mehr Tiefe und Nachhaltigkeit an den Tag.

Ich war glücklich in der Schule; es fiel mir nie ein, mich durch die Berufspflicht gebunden zu fühlen. Ich legte einen besondern Werth darauf, daß nach Vollendung der Schulstunden die übrige Zeit mein völlig freies Eigenthum war. Der Umgang mit der Jugend diente mir stets zu herzlicher Erfrischung; ich mochte wohl mit den Schwachen und Unempfänglichen und mehr mit den Ungezogenen nicht geduldig genug sein; dagegen hatte ich an den Geistesfrischen und Strebhaften eine wahre Seelenfreude und ich denke an einzelne mit unvergänglicher Theilnahme. Mich auf einem Spaziergange begleiten zu dürfen, galt daher auch für die Vorzüglichern als eine mit Freuden begrüßte Auszeichnung. Natürlich fehlte es zuweilen auch an kleinen Reisschen nicht. Als ein Mittel der Nachreifung benutzte ich die monatliche Bestimmung der Rangordnung in der Klasse und ließ die schriftlichen Aufsätze entscheiden. Dabei legte ich die Entscheidung in die Hand der Schüler selber, welche auch mit seltenen Ausnahmen das Richtige trafen; bei offenbarem Irrthum legte ich gegen die Entscheidung mein Veto ein.

Ein wesentliches Augenmerk bei der Wahl einer Gattin war mir der pädagogische Beruf und die Rücksicht auf ein Konvikt für die künftige thurgauische Kantonschule. Ich konnte daher an kein anderes Frauenzimmer denken als an ein solches von guter Erziehung, mit Begabung und Bildung; auch legte ich Werth auf städtische Kultur. Das alles fand ich bei Elisabetha Beyel von Zürich, erzogen in Schaffhausen, wo die Mutter nach dem frühen Tode des Vaters Aufnahme gefunden. Der „Kirchhof“, das Amtshaus des ehrwürdigen Großvaters Kirchhofer, war ein manigfaltig belebtes, vielbesuchtes Haus. Der heitere, gesellige Großvater stand in manchen angesehenen Verbindungen und war

namentlich mit Antistes Heß eng befreundet. Während die Töchter, im Geiste Lavaters und Stillings, verbunden mit Meta Heußer, den Mittelpunkt eines frommen Kreises für Schaffhausen bildeten, rechnete der Sohn, der bekannte Kirchenhistoriker Melchior Kirchhofer, es sich zur Ehre an, Mysticismus wie Katholizismus zu bekämpfen; er übte aber im Pfarrhause zu Stein am Rhein, wie sein Vater in Schaffhausen, eine fröhlich patriarchalische Gastfreundschaft; begabt und von vortrefflicher Gesinnung, strebſam, soweit es eine zarte Gesundheit gestattete, und von überströmender Lebhaftigkeit waren die beiden Brüder meiner Frau. Durch diese Verbindung wurde ich aus der Einsamkeit meines Frauenfelder Schullebens in eine sehr bewegte Welt hineingezogen. Namentlich ansprechend und fördernd wurde mir eine immer enger werdende Verbindung mit Professor Max W. Gözinger, dessen Umgang für die Pädagogik ebenso lehr- und gewinnreich war als für die wissenschaftliche Bildung im Allgemeinen. Von ganz besonderm gemüthlichem Werth war mir auch die freundschaftliche Verbindung mit der Familie des feinen Triumvirn Maurer, eines Lavater in seinem Kreise, und mit dessen Söhnen, namentlich dem liebenswürdigen und edeln jüngern Sohne Konrad, dem früh verstorbenen Helfer am Münster. Nicht weniger anziehend waren die seelenvollen, lieblich schlichten und durchgebildeten Töchter. Besonders erfreulich war meine Hochzeitsreise in die Rheinlande, wo wir durch Laßbergs und Oheim Kirchhofers Empfehlungen überall in schöne Familienkreise eingeführt wurden: in Straßburg bei Engelhart, dem Bergsteiger und Alterthumsforscher, dessen Gattin Schweighäusers Schwe ster war. In Heidelberg waren wir namentlich glücklich in der Familie des Kirchenraths Schwarz, des ersten deutschen Pädagogen jener Zeit, dessen Töchter der ausgezeichnete Beweis seines Erziehungs talentes waren. In Frankfurt erfreuten wir uns an Professor Steingaß und seiner vortrefflichen Frau, der Tochter von Görres; in Koblenz an der Familie des Freiherrn von Arnim, des gewesenen preußischen Gesandten in der Schweiz. Die junge Frau fand überall durch ihre freie und liebliche Weise die freundlichste Aufnahme,

Die zwölf Jahre meines häuslichen Lebens in Frauenfeld waren eine schöne Zeit. Die Frau theilte mit sinnigem Verständnis meine Gedanken und Bestrebungen und erwarb sich das allgemeine Wohlwollen durch freie Umgänglichkeit und wohlmachende Vertraulichkeit, indem sie theilnehmend und bescheiden allen Personen, mit denen sie gesellig zusammentraf, auch den minder beachteten, Zeit und Aufmerksamkeit schenkte. Ihr frommer Sinn diente auch mir zur Ermunterung und Stärkung, so daß ich nach innen und außen mich frei und fest fühlte.

Ein wichtiges und folgereiches Ereignis für uns beide war die baldige Niederlassung des jüngern Bruders, Christian Behels, in Frauenfeld. Er hatte vorzüglich die philosophischen Wissenschaften studiert und war noch unbeschäftigt. Er und Kesselring hatten während unserer Hochzeitreise die Schule versehen, und Behel hatte mit seiner geistspriühenden Lebhaftigkeit in Frauenfeld ein günstiges Vorurtheil erweckt. Ein Bericht, welchen er über eine Volksversammlung in Weinfelden und deren Leiter abfaßte, zeugte ebenso sehr für die Tüchtigkeit der Gesinnung als des Urtheils. Wir waren daher sehr erfreut, in ihm eine geeignete Persönlichkeit für die Redaktion der Thurgauer Zeitung zu finden. Denn nachdem Kesselring Präsident des Erziehungsrates geworden war, fand er es angemessen, sich von der verantwortlichen Redaktion des Blattes zurückzuziehen, und ich konnte und wollte ebensowenig in den Kiß stehen und als Zeitungsschreiber mich produzieren und besolden lassen, und so wanderte das Blatt einige Zeit haltlos durch mehrere Hände. Da indessen der Buchdruckereibesitzer in jeder Schwierigkeit seine Zuflucht zu uns nahm, so hatten wir gewissermaßen das Blatt in unserer Hand, und es war uns sehr daran gelegen, daß dasselbe gesinnungstüchtig und ehrenwerth geschrieben werde. Unter unserer beider Leitung kam daher zwischen Behel und dem alten Zeitungsschreiber und Buchdruckereibesitzer Jakob Fehr ein Vertrag zu Stande, demzufolge ersterer das Geschäft gegen eine lebenslängliche Rente an den früheren Besitzer übernahm.

Die Buchdruckerei und die Herausgabe der Thurgauer Zeitung bot Beheln eine angemessene Thätigkeit und Existenz; mir aber, welcher den Schwager in den politischen Parteikampf eines ihm fremden Kantons hineingezogen hatte, erwuchs die Verpflichtung, demselben von nun an zur Seite zu stehen und Freud' und Leid mit ihm zu theilen. Es war nicht leicht, in einem Kanton, wo Volk und Behörden demokratisch gesinnt waren, ein liberal-konservatives Blatt aufrecht zu erhalten; es wurde nur möglich, indem neben Fleiß und Talent eine würdige Sprache sich geltend machte, welche Vaterlandsliebe und Volkswohl sich angelegen sein ließ und in keine Persönlichkeiten sich erniedrigte. Indem Behel sich persönlich durch gesellige Eigenschaften geltend zu machen verstand und der Thurgauer Zeitung in einem größern Publikum Geltung verschaffte, ergab sich daraus auch für uns manche Unnehmlichkeit. Da im Thurgau noch keine Buchhandlung bestand, so stellte ich von Anfang an die leichte Möglichkeit einer Gründung eines solchen Geschäftes in Aussicht. Behel war so glücklich, für den beginnenden Geschäftszweig in Georg Stoll aus dem Kanton Schaffhausen einen sehr intelligenten Geschäftsführer zu finden, welcher in Frauenfeld, namentlich als er später bei der Zeitungs-Redaktion betheiligt war, sich eine große Gewandtheit erwarb, so daß diese Arbeiten eine vortreffliche Vorschule für ihn bildeten, durch welche er befähigt war, später mit Ehren die Stelle eines eidgenössischen Postdirektors zu versehen, worauf er in die Direktion der Nordostbahn vorrückte, der er allgemein anerkannte Dienste leistete. Stoll war der Sohn wackerer Eltern aus Österfingen; er hatte aber keine andere Bildung als diejenige, welche eine ganz gewöhnliche Dorfschule darbot, und man kann auch nicht sagen, daß er in Frauenfeld sich Mühe gegeben habe, das Fehlende nachzuholen. Allein er war eine jener glücklich angelegten Naturen, welche in der Schule des Lebens durch praktische Anstrengung und durch gewinnenden Umgang mit Menschen sich herausarbeiten. Daher griff er denn mit frischer Leichtigkeit und verständiger Energie mitten in die Sache hinein.

Da das Behel'sche Geschäft einen vielversprechenden Anfang nahm, so betheiligte sich Dr. Bluntschli bei demselben. Als der Sohn eines vermöglichen Hauses und als Familienvater lernte er den Werth des Besitzes kennen. Allein weder seine Professor noch der voraussichtliche Staatsdienst verhieß ihm eine gewinnreiche und unabhängige Existenz; er meinte daher diese in einem Geschäft zu finden, in welchem er seine wissenschaftliche Umsicht verwerten wollte. Wirklich erlangte die Behel'sche Buchhandlung bald durch bedeutenden Verlag großen Aufschwung und Kredit, indem Arbeiten von Wackernagel und Hagenbach, von H. H. Bögeli und J. J. Hottinger, von Schweizer und Kirchhofer, von Fröhlich und A. Bizius übernommen wurden; es kam unter der Redaktion von Gerlach, Fischer und Wackernagel das „Schweizerische Museum“ heraus. Allein bei diesen frischen Unternehmungen entsprach der reelle Erfolg nur selten den beträchtlichen Opfern der jungen Buchhandlung. Die ökonomischen Einsätze in den Verlag nebst dem Bau eines geräumigen Hauses für Buchdruckerei und Buchhandlung nahmen die Kräfte des aufblühenden Institutes zu sehr in Anspruch. Der lokale Geschäftsverkehr in Thurgauer Zeitung, Buchdruckerei und Buchhandlung hingegen war so gedeihlich, daß er manche ungünstige Unternehmung aushielt und deckte. Allein Behel war nicht von ferne ein Geschäftsmann; er war thätig, unternehmend, erfinderisch, aber unruhig, unbesonnen und eitel. Schon als er noch das Geschäft für sich allein führte, verlor er viel Zeit und Geld mit Pröbeln, um das mechanische und zeitraubende Setzen durch Zusammenfassen der einzelnen Buchstaben in stehende Wörter zu erleichtern. Allein damals hatte ich im Namen der Mutter und Familie, welche ihm mit Geld behülflich war, ein Wort mitzusprechen, sowie ich stets mit Arbeit und Rath mithalf. Doch nach der Association mit Bluntschli war dieser so stolz und kühn und Behel so stürmisch und selbstgefällig, daß Räthe zu Vorsicht und Berechnung keine Beachtung mehr fanden. Allein das schöne Geschäft, dessen geistiger Urheber ich

war, lag mir am Herzen, und ich war um der Familienopfer willen zu unmittelbarer Obsorge und Theilnahme verpflichtet, daher ich, ungeachtet es an Verdrüß nicht fehlte, zu jeder Zeit für das Geschäft mein Möglichstes thät. Anfangs machten mir die Associerten glänzende Versprechungen und bestimmten mich, Privatstunden aufzugeben, welche zu meinen regelmäßigen Einnahmen gehört hatten. Sechszig Gulden waren jedoch das Einzige, was ich je aus dem Geschäfte bezogen habe. Indem ich fortan unentgeltlich arbeitete, wahrte ich mir ein freimüthiges Urtheil, sowohl gegenüber den großhansigen Geschäftsleuten als den Gelehrten, welche dem Verleger unbillige Zumuthungen machten, wobei mir dann Behel gerne freie Hand ließ.

Daneben war der häufige Umgang mit Bluntschli höchst anziehend, namentlich durch die jugendfrische Heiterkeit und eine gewisse naive Offenheit. Er war von kräftig schöner Gesichtsbildung, namentlich durch die kühne Stirne und die leuchtenden Augen. Wenn im Munde eine gewisse Rohheit lag, so stand ihm wieder ein heiteres Lachen nebst der metallreichen Stimme gar wohl an. Bei einer schwärmerischen Idealität fehlte der Sinn für das Einfache, Gesunde, Naturwüchsige ebenso wenig, und in der Folgerichtigkeit und Klarheit seines Denkens lag die Quelle seiner praktischen Virtuosität. Wenn Bluntschli in seiner jugendfrischen Originalität und Elastizität und in seiner wissenschaftlichen Vielseitigkeit ein ausgezeichneter Professor und Redner war, so gebrach es ihm an der erwägenden Vorsicht und an der klugen Schonung für Verhältnisse und Menschen, um als Staatsmann sein Glück zu machen. Das eine Mal verlegte er durch einen in jugendlichem Selbstgefühl hervorbrechenden Muthwillen; das andere Mal erweckte er Misstrauen, indem er durch abenteuerliche Kombinationen und erkünstelte doktrinäre Beweisführungen den Eingebungen seiner Leidenschaft und seines Ehrgeizes ein wissenschaftliches Gewand zu geben beflissen war. Seinem Vorschub und seiner Ermunterung ist mitunter der Septembersturm des

Jahres 1839 beizumessen. Mit leichtfertigem Uebermuth erzählte er acht Tage vorher Dr. Kern und mir, wie alles eingeleitet sei, und wie es kommen werde, mit übermuthig triumphierendem Lachen die Bezeugung unseres Abscheues erwiedernd. Freilich erschien er dann erschreckt und gebeugt ob dem unerwartet blutigen Ausgang, so daß er sich selbst in der ersten Aufregung dem Schauplatz zu entziehen für gerathen fand. So schnell ihn der gewaltsame Sturz des Radikalismus emporbrachte, so bot er zugleich den gesprengten Gegnern die Waffen in die Hand, seiner Herrschaft ein baldiges Ende zu bereiten. Es war durchaus unverzeihlich, wie sich ein schweizerischer Staatsmann den fremden Rohmer in die Arme warf und voraus ein Beweis völligen Mangels an Menschenkenntniß. Als ein Vertrag geschlossen werden sollte, demzufolge die Behel'sche Buchhandlung dem Friedrich Rohmer für ein einbändiges Werk 7000 Gulden zu bezahlen hatte, dessen erste Bogen nicht sehr hoffnungerweckend waren, sah ich mich veranlaßt, im Namen der Familie die politischen Apostel in Augenschein zu nehmen. Wenn das bescheidene und durchgebildete Wesen des jüngern Bruders Theodor einen günstigen Eindruck zu machen geeignet war, so trug hingegen der ältere Friedrich das deutliche Gepräge genialer Zuchtlosigkeit und unheimlicher Extravaganz, und dessen von Bluntschli bewunderte Mathilde kennzeichnete sich in der völligen Unkultur und Dreistigkeit einer derben, vollkräftigen femme entretenue. Die durchtriebenen Bursche wußten der Eitelkeit des zürcherischen Staatsrathes mit so frechem und übertriebenem Humor zu schmeicheln, daß selbst die liederlichste Verschwendung des unbesonnen vorausbezahlten Geldes ihn nicht wankend zu machen vermochte. Daß in den Gedanken der beiden Rohmer eine tiefere und nachhaltige Bedeutung lag, dafür spricht freilich Bluntschlis langjährige Anhänglichkeit, derzu folge er mir im Jahre 1856 in München noch zwei Stunden lang ihre politischen und religiösen Ideen entwickelte.*)

*) Das bestätigen auch Bluntschli's eben erschienene Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, Band 1 und 2.

Nach einer Reihe wenig lohnender Verlagsunternehmungen sollte das Behel'sche Geschäft durch eine Filiale in Zürich gehoben werden. Diese kam aber nie in einen lohnenden Gang und zer-
splitterte die Kräfte des ohnehin unruhigen, mit immer neuen
Projekten sich tragenden Behel, der sich durch dieses neue Unter-
nehmen veranlaßt und entschuldigt fand, sich des öfters von
Frauenfeld zu absentieren. Ein unheilvollerer Schlag aber als
alle bisherigen Misgriffe war, daß die Thurgauer Zeitung für
Zürich in einer besondern Ausgabe unter dem Titel „Oestlicher
Beobachter“ als Parteiblatt der neununddreißiger konservativen
Zürcher Regierung erschien, was im Thurgau allgemein Unzu-
friedenheit und den Misckredit des Blattes herbeiführte, welches
sich bisher durch patriotische Unparteilichkeit eine große Leserzahl
gewonnen hatte, die sich nun um die Hälfte verminderte und
eine unerlässliche Einbuße verursachte.

Leider war Christian Behel geistig zu regsam und hoch-
strebend, als daß er sich mit der soliden und gründlichen För-
derung seines schönen Geschäftes begnügt hätte. Seine Neigung
zur Spekulation und zu philosophischen Studien führten ihn auf
die Prüfung der allgemeinen Verkehrsverhältnisse, und mit
Bluntschli's Genehmigung arbeitete er sich in die schweizerische
Gewerbsstatistik hinein, um auf die Geltendmachung des Grund-
satzes der Gewerbs- und Handelsfreiheit in der Schweiz hinzusteuern.

Behel betrat mit diesen Studien ein neues Feld, worin er
sich Anerkennung und Verdienst erwarb. Allein er gab sich diesen
Bestrebungen mit einem Eifer und einem Aufwand an Zeit und
Geld hin, daß auch diese Abschweifung dem Geschäft zum großen
Nachtheil gereichte. Dazu kam noch anderes, was ihm den Auf-
enthalt in Frauenfeld erleidete. Er siedelte daher von 1839
bis 1842, volle drei Jahre lang, nach Zürich über, während
welcher Zeit er sich nur vorübergehend in Frauenfeld aufhielt.
Auch Bluntschli war mit dieser Uebersiedlung einverstanden und

meinte, bei seinem damaligen Einflusse im Staate, dem Geschäfte von Zürich aus Ersatz bietende Vortheile zuwenden zu können; er wurde aber in solchen Vorhaben zu misstrauisch überwacht, als daß ihm je möglich geworden wäre, dem Geschäfte nützlich zu werden. Bei dem schon damals beengten Zustande des Geschäfts war von ermunternden Anerbietungen der beiden keine Rede mehr, sondern sie verließen sich auf das geistige und Familien-Interesse, wodurch ich an das Geschäft gebunden war. Das waren für mich schwere und mühevolle Jahre. Ich hatte in früherer Zeit gegen angemessene Entschädigung mich nicht dazu verstehen wollen, für die Redaktion einer Zeitung mit meiner Person einzustehen; nun wurde ich völlig unentgeltlich und unter viel schwierigern Verhältnissen gezwungen, persönlich hervortreten und wider Willen mich in unangenehme Kämpfe einzulassen. Ich hatte mir doppelt Mühe gegeben, zu beweisen, daß unter dieser zeitraubenden Thätigkeit meine Schule keinen Abbruch leide; ich mußte daher früh und spät sein und stand in beständiger Spannung, so daß auch bisher verfolgte Studien jahrelang ruhen mußten. Dabei lernte ich aber rascher arbeiten und gewann das Geschick, höhere Gedanken einem weiten Publikum in populärer Sprache näher zu bringen. Dabei machte es mir große Freude, durch literarische Anzeigen manches gute Buch zu verbreiten; denn es war sehr ermunternd, daß man im Thurgau keine andern als solid belehrende Schriften kaufte.

Das Unangenehme und Mühsame im Geschäftsleben wurde hingegen in gesellschaftlicher Beziehung durch manches Erfreuliche vergütet. Sowohl die Buchhandlung als Beyels gesellige Eigenschaften veranlaßten einen täglichen Zuspruch von nah und fern. Namentlich aber sahen wir außer den näher befreundeten nicht selten gelehrte Gäste bei uns, darunter die Professoren Alexander Schweizer und W. Wackernagel, Helfer Fröhlich in Marau, Pfarrer Bernet in St. Gallen, öfters Kaspar Zellweger von Trogen und den Oheim Pfarrer Kirchhofer in Stein. Einmal erfreute uns

auch Uhland, und zum Zeichen, daß es ihm wohl bei uns war, bewies er heitere Vertraulichkeit und mittheilsame Gesprächigkeit. Bluntschli's häufige Anwesenheit war durch die lebhafte und offene Mittheilung politischer Erlebnisse oder wissenschaftlicher Ideen stets äußerst interessant; denn im vertrauten Gesprächsverkehr entfaltete er durch heiter überströmende Lebhaftigkeit und hüllenlose Offenheit eine sehr ansprechende und liebenswürdige Weise. Wenn er durch hochfahrenden Uebermuth verletzte, so gebot er wieder Achtung durch die Solidität des Charakters und seine schlichten häuslichen Eigenschaften und Tugenden, und nicht weniger durch die unermüdliche, frische und ernste Arbeitskraft, welche dem fertigen, scharf ausgebildeten Gedanken auch die entsprechende präzise, wohlumschriebene Form gab. Wenn die augenblickliche Auslassung nicht selten studentenhaft unbesonnen und muthwillig klang, so gab das geschriebene Wort stets Zeugnis von durchgearbeiteter Kraft und männlichem Gleichgewicht.

Einen höchst angenehmen Mittelpunkt für die Familien-Zusammenkünfte bildete das anmuthig gelegene, stille Hausen, wohin der ältere Behel im Jahre 1835 als Pfarrer zog. So lange der alte Großvater in Schaffhausen lebte, war sein Haus der anziehende Sammelplatz für alle Glieder der Familie. Natürliche war der Tag ein schönes und erhebendes Fest, an welchem der Kreis seine hundert Jahre vollendet hatte. Der Großvater Kirchhofer war weder ein geistig begabter noch ein gelehrter Mann, aber von unendlicher Herzensgüte und liebenswürdiger Umgänglichkeit, daher er bei Hoch und Niedrig großes Vertrauen genoß; es hatten z. B. während der Revolution der Abt von Salmannsweil und die Nonnen von Bissingen ihre Schätze in sein Haus geflüchtet. Die Nothjahre der Revolution zwangen ihn, sich um eine Nachhülfe umzusehen; er begann daher ein Bücher-Auktionsgeschäft, wobei das unbedingte Vertrauen in seine Redlichkeit ihm sehr behülflich war, so daß er sich mit seiner Familie einer sorgenlosen und behaglichen Existenz erfreute und den Sei-

nigen ein ordentliches Vermögen hinterließ. Es machte sich in den letzten Jahren die Last des hohen Alters fühlbar, doch fern von Kindlichkeit; dagegen erhielt sich die liebenswürdigste Heiterkeit und seelenfrische Treuherzigkeit; Wohlwollen zu erweisen und namentlich Kindern kleine Geschenke einzuhändigen, machte ihn glücklich. Die Vaterstadt und die Behörden von Staat und Stadt betheiligten sich durch sinnige Gaben an dem Säkularfest, und ein zum Zuchthaus verurtheiltes, von ihm unterrichtetes Mädchen wurde begnadigt. Kräftig und lebhaft und von an Schwärmeri grenzendem Eifer war die Mutter Behel, welche nach des Vaters Tode mit der jüngern, sinnigen und milden Schwester Christiane nach Hausen zog. Am längsten lebte die älteste, in Schaffhausen verheirathete „Frau Rathsherrin“, das liebenswürdige Ebenbild ihres Vaters.

Ein wichtiges Ereignis wie für den Kanton so auch für meine Person war das Auftreten Kerns. Es war mir in angenehmer Erinnerung, da er einst als Schüler Venkers uns auf einem Besuche von Hohentwiel begleitet hatte und dabei durch gute Art und liebenswürdige Fröhlichkeit sich bemerklich machte. Als er nach Vollendung seiner Studien sich in seiner Heimat Berlingen niedergelassen hatte, suchten Kesselring und ich ihn auf, um ihn für die Thurgauer Zeitung zu gewinnen. Mit der freundlichsten Unbefangenheit lehnte er unser Ansinnen ab, sich damit entschuldigend, daß er vorher unsere ihm noch unbekannten Zustände mit eigenen Augen kennen lernen müsse. Kerns Auftreten im thurgauischen Großen Rath, unterstützt von Gräflein und Streng, änderte sogleich dessen ganze Physiognomie. Bornhausers phantastische Unbeholfenheit hatte sich's gefallen lassen müssen, daß ihm die Zügel durch den gewandten Advokaten Eder aus den Händen gewunden wurden, so daß dieser mehrere Jahre im Großen Rath und auf der Tagsatzung im Namen des Kantons das große Wort führte. Kerns tüchtige Bildung, seine praktisch verständige Art, sein vortrefflicher Takt im Umgang mit

Menschen, seine biedere Loyalität und seine warme Vaterlands-
liebe erwarben ihm sogleich das allgemeine Vertrauen. Wenn Kessel-
ring der tiefere, gedankenreichere, prinzipiellere Mann war, so
zeigte dagegen Kern seine entschiedene Ueberlegenheit in einsichts-
voller, staatsmännischer Gewandtheit, in der schnellen Auffassung
des für Umstände und Verhältnisse Passenden und Anwendbaren,
in der geistesgegenwärtigen Klugheit bei Ergreifung der rechten
Auswege und Zielpunkte. Als z. B. Bornhäuser in einer pathet-
ischen Rede, wobei es ihm um den augenblicklichen Effekt, aber
nicht um das ernste Ziel zu thun war, Aufhebung der Klöster
beantragte und die Mehrheit ihm bestimmte, waren die Beson-
nenern konsterniert und der Antragsteller selber verblüfft. Das
Misbehagen der Uebereilung stieg, als Kesselring mit andern
gegen die Zulässigkeit eines solchen Beschlusses protestierte. Der
junge Kern half Bornhäusern und seinen Nachtretern aus der
Verlegenheit, indem er bemerkte, daß der Antragsteller nicht so-
fortige Ausführung, sondern nur die Erklärung der Erheblichkeit
verstanden haben werde, womit sich dieser dann gerne zufrieden
gab. Bluntschli hatte Kern, dem er sich sehr überlegen fühlte,
gerne etwas an, beschuldigte ihn der Eitelkeit, der Inkonsistenz,
des Haschens nach Popularität. Allerdings war der junge Staats-
mann anfänglich zu sehr beflissen, der herrschenden Stimmung
sich anzubekommen und mit der Mehrheit zu gehen. Allein er
lebte sich im Kanton und in der Eidgenossenschaft mit solchem
Erfolg und Geschick, mit solchem Fleiß und solcher Treue in seine
Aufgabe hinein, daß er mit den Jahren immer fester und un-
abhängiger wurde und sich nach Recht und Verdienst einen ge-
ehrten und einflußreichen Namen erwarb. Kern verehelichte sich
mit Fräulein Aline Freienmuth, einer Tochter des Regierungs-
raths Freienmuth. Er erlangte mit dieser Gattin nicht nur eine
unabhängige Stellung, sondern ihre edle Feinheit und ihre ebenso
bescheidene als seelenvolle Innigkeit verhalf seiner derbren Weise
zur geselligen Abglättung und führte ihn in die höhere Gesell-

ſchaft ein, zunächst zum traulichern Verkehr mit den Gesandten der franzöſiſchen Schweiz und ihren Familien; namentlich aber brachte ſie die erforderlichen Eigenschaften mit, um in Paris ein gutes Haus zu bilden.

Nach Keffelrings frühem Tode war der Umgang mit der Familie Kern für uns von großem Werth, und es diente beiden zur humanen Bewährung, daß Leute in sehr bescheidenen Stellung auf gleichem Fuße mit ihnen umgehen konnten. Ich habe es namentlich Kern immer hoch angerechnet, daß er es vertrug, wenn ich freimüthig über manches mich aussprach und seine Mitwirkung zu radikalen Maßregeln bisweilen mißbilligte. Allein es gehörte zu seinen wahrhaft vortrefflichen Eigenschaften, daß er bei kritiſchen Ereigniſſen und großen Krisen, in denen er mitwirkte, ſich ſtets umſichtig und bescheiden benahm. Man wollte dies zuweilen einem Mangel an Muſth beimeſſen; allein ich war mehrmals Zeuge des unverkennbar treuen und gewissenhaften Ernstes, welcher ihn bei der Entscheidung großer Fragen beſtele. Kern war ein gründlicher und umſichtiger Arbeiter; aber den Sinn für höhere Ideen, für Wissenschaft und Kunſt, hatte er in geringem Grade, was ſich namentlich in ſeiner ſpätern Stellung des eidgenöſiſchen Schulpräſidenten fühlbar machte.

Es war eine ſchöne Zeit, als der Große Rath hauptsächlich durch Keffelring und Kern aus der Periode der Phrasen heraus allmälig zum Aufbau geordneter Schöpfungen geführt wurde. Keffelring war ein einsichtsvoller und glücklich organisierender Präsident des Erziehungsrathes. Wir beide hatten auf der Rückreife von Paris Hofwil und seine Anſtalten beſucht. Wehrli mit ſeiner Armeſchule und ſeiner Schaar von Zöglingen machte auf uns einen ſehr guten Eindruck. Keffelring wünschte ihn daher für das in Kreuzlingen zu gründende Seminar zu gewinnen. Ich war gegenwärtig, als Keffelring mit Wehrli über die Einrichtung des neuen Seminars, die Lehrfächer und ihre Behandlung ſich beſprach. Allein Wehrli zeigte ſich in Kenntniſſen ſowohl

als Gedanken so ungenügend und oberflächlich, daß Kesselring sich überzeugte, man könne ihm wohl das Konvikt und den Unterricht im Praktischen und in der Landwirthschaft, nicht aber die Oberleitung des Seminars anvertrauen. Für diese suchte er daher den als Schulschriftsteller bekannten Württemberger Wurst zu gewinnen. Erst als dieser ablehnte und niemand weiter zu finden war, wagte man Wehrli die Leitung des Ganzen zu übergeben, indem ein wissenschaftlich gebildeter Württemberger in der deutschen Sprache und den Realfächern unterrichtete. Während Wehrli's Unterricht in der Pädagogik höchst schwach war, zeigte er sich dagegen sehr meisterhaft in dem äußerst zweckmäßigen und lebendigen naturwissenschaftlichen Unterricht und war unübertrifflich in der treuen, väterlichen Behandlung seiner Zöglinge. Durch jenes umgängliche Geschick, welches ihm bei Fellenberg zur Gewohnheit geworden war, und durch seine kluge Schmiegsamkeit wußte er die Mängel der Anstalt zu verbergen. Kesselring blieb längere Zeit, nachdem das Seminar in vollem Gange war, über dessen Mängel beunruhigt, bis er den Professor Röder in Chur, welcher bei geringem geistigen Fond und oberflächlichen Kenntnissen durch weltmännische Art sich den Ruf eines Pädagogen erworben, als Experten herbeizog, der ihm über Wehrli's Persönlichkeit und die Leistungen des Seminars entschiedene Beruhigung gab. Wehrli war so unermüdlich, anregend, verständig und gemüthvoll, daß seine mangelhaften Kenntnisse kein wesentliches Hindernis für die praktische Wirksamkeit gebildet hätten; aber der Ruhm, welcher ihn als Leiter der Fellenberger Armenschule auch nach Kreuzlingen begleitet hatte und ihm zahlreiche Besucher und Bewunderer herbeizog, machte ihn zu sicher und zu selbstgefällig, so daß er sich für seine Fortbildung keine Mühe gab und auch für seine Unterrichtsstunden es an der nöthigen Vorbereitung fehlten ließ. Als ich daher später das thurgauische Seminar gegen Scherrs Angriffe öffentlich vertheidigte, wobei ich aber dessen Mängel nicht verschwieg, war zunächst Wehrli darüber wenig befriedigt.

Kesselring arbeitete nicht leicht, vollbrachte aber alles mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, daher er häufig bis tief in die Nacht beschäftigt war. Allmälig stellten sich Leiden ein; aber er ließ sich dadurch in seinen Geschäften nicht stören. Auch klagte er nicht, sondern wurde nur ernster und stiller. Auf gemeinsamen Spaziergängen konnten wir oft viertelstundenlang nebeneinander hergehen, ohne daß er ein Wort sprach oder ein Gespräch auf's neue in Gang gebracht hätte, und doch behielt er das lebhafteste Interesse für alles geistige Leben. Im Jahre 1834 bildete sich die Krankheit immer schmerzvoller aus und lokalisierte sich als Rückenmarkdarre, wobei die Leiden immer größer und schwerer wurden. Er ertrug die unaufhörlichen Leiden mit der ergebensten Stille und Gleichmuthigkeit und kämpfte dawider mit frommer Kraft und innerm Gleichmuth. Als die Hoffnung auf Herstellung immer mehr schwand, und der Besuch wegen der Größe der Schmerzen immer seltener und kürzer werden mußte, sandte ich dem Freunde kleine Gedichte zu, welche ihm im Hinblick auf das Höhere und Bleibende Tröstliches zu bieten geeignet waren. Mir that sehr leid, als besorgte nähere Verwandte diesem Ausdruck der Theilnahme meinten Schweigen gebieten zu sollen. Allein es zeigte sich nachher, während der Mund des verschlossenen Dulders über seine Zukunft schwieg, daß er im Tagebuch vom Anfang seiner Krankheit an sich mit dem Tode vertraut gemacht und sich auf denselben vorbereitet hatte. Es war jedesmal erhebend, den mit dem furchtbaren Schmerze ringenden Mann zu sehen, welchem nie ein bitteres oder ungeduldiges Wort entgieng; aber es war doch auch wieder sehr traurig, wie der Gedankenkreis des sonst sinnigen und weitherzigen Mannes sich durch das unaufhörliche Leiden auf das Augenblickliche verengen mußte. Jedoch in der Voraußicht, daß, wenn er auch länger leben sollte, ihm doch eine öffentliche Thätigkeit nicht mehr vergönnt sein würde, beschäftigte er sich mit dem Gedanken der Herausgabe eines Blattes, in welchem er für seinen

Kanton die Angelegenheiten der Kirche und Schule, des bürgerlichen und sittlichen Lebens besprochen haben würde. Denn der Kampf des ursprünglich frischen und wohlgebauten Körpers mit dem Leiden dauerte volle vier Jahre, und es war mehrmals ein Hoffnungsschimmer der Besserung vorhanden. Er hatte den größten Theil der Krankheitszeit auf dem heimatischen Gute Bachtobel zugebracht; in den letzten Wochen jedoch verlangte er nach Frauenfeld, wo er auf dem Gottesacker von Kurzdorf ruht, nach einem Leben von nur 34 Jahren.

So lange die Familien Kern und Kesselering in Frauenfeld lebten, ergab sich auch eine sehr angenehme gemischte Gesellschaft. Mit einigen andern Mitgliedern fehlte es an Manigfaltigkeit und eigenthümlichem Leben nicht. Das war um so nothwendiger, da die im Winter sich versammelnde sogenannte Casino-Gesellschaft, welche die beiden Landammänner zur Hebung des geselligen Lebens gestiftet hatten, ein zu buntes Gemisch von ungewählten Leuten darbot, um ein geistiges Interesse bieten zu können. In den letzten Jahren hatte sich zuweilen der Wunsch geltend gemacht, daß auch bei uns Vorträge vor einem gemischten Publikum gehalten würden, und man wünschte es zunächst von mir. Ich sprach aber die Überzeugung aus, daß es für Wissenschaft oder Kunst zu sehr an den nöthigen Vorkenntnissen fehle; ich könnte mich nur zu Vorträgen aus dem religiösen Gebiete verstehen; auf diese aber legte man nicht soviel Werth, daß man mich wirklich darum angegangen hätte.

Der frühere Staatschreiber Peter Mörikofer war durch den Sempacher Verein veranlaßt worden, den Versuch zu machen, einen literarisch-politischen Verein zu gründen, zu dem außer mir Bornhauser, Merk und der nachherige Oberrichter Vogler herbeigezogen wurden. Bornhauser und ich sahen vorher, daß es zu sehr an Ideen fehle, als daß ein solcher Verein Stand halten könnte. Ich schlug daher vor, man solle sich mit einer Gesellschaft von gebildeten Männern begnügen, welche zu gegenseitiger

Unterhaltung zusammenfămen, dabei mit Ausschluß des Spiels. Mörikofer, verlebt, daß man seine Bestrebungen nicht unterstützte, zog sich zurück, worauf ich Regierungsrath Müller, einen durch die Kanzlei heraufgebildeten ängstlichen und engen, aber äußerst fleißigen, soliden und rechtschaffenen Mann, und Oberrichter und Postdirektor Wüest, einen Mann mit Universitätsstudien und sehr ehrenwerthem Charakter, nebst Registrator Rauch zum Eintritt in einen engern Kreis veranlaßte. Dieser erweiterte sich bald durch Kesselring und die Altersgenossen Karl und Wilhelm Fehr, Hauptmann Debrunner und Ingenieur Sulzberger. Später nahmen auch Behel, Kern und Hirzel an dem Vereine theil, vorübergehend auch Pfarrer Fehr. Die Gesellschaft wechselte des Winters in den Häusern der Mitglieder, mit der frugalsten Bewirthung sich begnügend, und hielt sich gegen 20 Jahre lang in friedlichem Verkehr und geistig belebendem Austausch.

Unterdessen war in Frauenfeld eine Schaar junger Männer nachgerückt, mit denen man gerne einen nähern geselligen Verkehr angeknüpft hätte. Obwohl es lauter Juristen waren, verminderte dieses das Interesse nicht. Zunächst war es der ehemalige begabte Schüler Karl Rappeler mit seinem klaren Verstand, der sicher und schnell den Nagel auf den Kopf traf, d. B. Präsident des Schulrathes des Polytechnikums; der strebsame, vielseitige Widmer, nun Direktor der Lebensversicherungsanstalt in Zürich; der ehrliche, fleißige, stämmige Labhart, später Regierungsrath, sowie die frühe verstorbenen Kitzweiler Johannes und Abraham Roth, letzterer später Redakteur des „Bund“ und der „Grenzpost“. Die übrigen Mitglieder waren Kern und Behel nebst mir. So gehaltvoll und lebendig sich die neue Gesellschaft anließ, so stießen die verschiedenen Individualitäten zu schroff auf einander; die jüngern gefielen sich in einer zu scharfen Kritik der politischen Ansichten Kerns und Labharts. Der erstere wußte mit ebenso viel Takt und urbaner Gewandtheit als mit guten Gründen seine Stellung zu behaupten; Labhart kam gegen-

über den überlegenen Kräften zu kurz; leicht erzürnt beutete das namentlich Widmer aus. Dieser sah sich auch bald zu Bemerkungen veranlaßt, die Gesellschaft sei ihm langweilig; denn er habe noch nichts darin gelernt. So gieng die Gesellschaft bald wieder zu Grunde. Durch die Bildung dieses neuen Vereins hatten sich die nicht herbeizogenen Mitglieder der ältern Gesellschaft verlegt gefühlt, so daß zuletzt auch diese allmälig aus den Fugen gieng.

Wenn ich weniger mit Geistlichen verkehrte, so geschah es nicht aus Mangel an kirchlichem Interesse, sondern, weil die frühere Geistlichkeit wohl viele praktisch recht tüchtige Glieder zählte, aber weniger viele wissenschaftlich fortstrebende. Mit Benker und Pupikofer stand ich immer in Verbindung.

Der lebensfrische und gesinnungstüchtige Ernst verlor sich zu sehr in praktische Routine, als daß ein geistig fördernder Umgang stattgefunden hätte. Dagegen war mir der sehr strebsame, gemüthvolle und anhängliche Camper, auch nach seiner Versezung nach Winterthur, ein stets vertrauter und werthvoller Freund. Pfarrer Hanhart in Gachnang, früher Rektor in Basel, war ebenso vielseitig als praktisch, gewandt und anstellig, tüchtiger Arbeiter und angenehmer Gesellschafter. Allein Hanhart war zu flüchtig, als daß er unter vielen Unternehmungen irgend eine probehaltige Arbeit zu Stande brachte. Ein Projekt verdrängte das andere, ohne daß es bei einem einzigen zu einem gehörigen Ergebnisse geführt hätte. Als Schulmann hatte er durch gesunden praktischen Sinn kein geringes Verdienst, das er indessen selbst wieder durch Mangel an Stätigkeit sich schmälerte. Ein sehr guter Vorschlag für eine gemischte thurg. Synode, von Hanhart als Präsidenten und von mir als Auktuar unterzeichnet, ist von ihm verfaßt; denn in Capitel und Synode unterstützten wir einander in manchen Anregungen. Das war besonders im Frauenfelder Capitel nöthig, daher ich den Eintritt des wissenschaftlich tüchtig ausgerüsteten Nepli in dasselbe freudig begrüßte.

Es war in den Dreißiger Jahren der Anstoß zu allgemeinen Neuerungen gegeben, womit auch in der Kirche alles anders werden sollte. Aus Mangel an tiefen theolog. Studien neigte sich auch Bente immer mehr der Modernisierung der Kirche zu. Unter anderm trug er auf eine neue Liturgie an, und als es vorwärts gehen wollte, verfaßte er selbst Gebetsformulare für alle kirchlichen Gottesdienste vom ersten bis zum letzten. Er theilte mir seine Arbeit zuerst zur Einsicht mit. Es waren der Reihe nach so subjektiv gemüthvolle Verschwommenheiten ohne allen christlich-konfessionellen Gehalt, daß ich nach einer einlässlichen Beurtheilung ihn bat, er möchte die unannehbaren Versuche niemanden mehr zeigen, damit die Pastoren nicht die Freude hätten, dieselben zurückzuweisen. Letzteres geschah wirklich. Nicht sowohl aus dogmatischen Gründen, als weil mir jede eitle, drein-fahrende, ohne genugsame Erwägung der historischen Gründe vorgenommene Änderung widerstrebte, war ich, bei voller Anerkennung des Grundsatzes freier wissenschaftlicher Prüfung, auch in kirchlichen Dingen konservativ, weil gerade die gründliche Prüfung gewöhnlich geeignet war, den tiefen Gehalt einer kirchlichen Einrichtung darzuthun. Und so gehörte ich aus religiösen sowohl als historischen Gründen immer entschiedener der positiven Richtung an, ohne mich vom orthodoxen Glaubensbekenntnisse einengen zu lassen. Soviel ich mich erinnere, arbeitete ich wesentlich in folgenden Kommissionen: für den Entwurf des Synodalreglements und des Synodal-Verfassungsentwurfs; für die Organisation der kirchlichen Einrichtungen und Gottesdienste; den wesentlichsten Anteil hatte ich an dem Spruch- und Liederbuch für die evangelischen Schulen, in der ersten Ausgabe.

Unter allen Unterrichtsfächern war mir der Religionsunterricht immer das liebste, und es wurde derselbe auch von den Schülern mit besonderer Liebe und Empfänglichkeit aufgenommen. Außer meinen vier Pflichtpredigten vor den h. Festen vertrat ich öfters die Stelle des Antistes Sulzberger. Meine

Predigten kosteten mir viel Mühe, sowohl wegen der Ausarbeitung als wegen meines langsamten und unsichern Gedächtnisses. Darum gelangte ich auch nie zu voller Freiheit und zuversichtlicher Freudigkeit des Predigens. Aber es diente mir doch wieder zur Ermunterung, mit Anstrengung aller Kraft die Schwierigkeit überwunden und das Wort Gottes verkündigt zu haben. Weil meine gehörig starke und volltönende Stimme die Kirche von Frauenfeld hinlänglich ausfüllte; weil mein Vortrag deutlich und wohl artikuliert war, und weil man für meine Fähigkeiten ein gutes Vorurtheil hatte: so waren meine Predigten stets besucht. Aber ich lebte zu wenig im Volk und war überhaupt nicht einfach und populär genug, um ergreifend und durchschlagend zu predigen; auch hatte ich mit der Form zu viel zu schaffen, als daß ich die Herzen so recht angefaßt und bewegt hätte. Denn ich bemühte mich zwar stets angelegerlich, meinen Predigten einen religiösen und ansprechenden Gehalt zu geben; allein ich wählte doch mehr Gegenstände aus dem mich erfüllenden Ideenkreise als solche mitten aus dem Volksleben und dem Volksinteresse heraus. So wie ich mich daher nicht an das Volk anschloß, so konnte ich auch nicht erwarten, daß es sich mit entgegenkommender Liebe an mich anschließe. Zudem war ich theils zu ängstlich und theils zu stolz beflissen, jeden Schein zu vermeiden, als ob ich um die Volksgunst buhlte. Zwar diejenigen Landleute, mit denen ich Gelegenheit hatte, näher bekannt zu werden, schenkten mir Vertrauen und Anhänglichkeit; aber es waren deren nur wenige. So sehr es mir daher Herzens- und Ehrensache gewesen wäre, nach des Antistes Sulzbergers Tod Pfarrer meiner Heimatgemeinde zu werden (1841), so machte ich mir doch wenig Hoffnung, theils weil man mit dem Gedanken umgieng, die Stelle zur Vermehrung des Pfrundfonds einige Zeit unbesetzt zu lassen, theils weil zwei andere Mitbürger, der geniale Müller in Stettfurt und der gemüthliche Vogler in Güttingen, angesehene und reiche Verwandte hatten. Theils aus Scheu vor dem Misslingen und der Zurück-

weisung, theils aus Anhänglichkeit an mein Schulamt und die mit demselben verbundenen möglichen Aussichten für die Zukunft verschmähte ich daher jede Bewerbung. Ich brachte es demnach nicht über mich, dem sterbenden Antistes Sulzberger mich durch die erwartete Versicherung der Anhänglichkeit und Verehrung zu empfehlen, so daß dann ein unbedeutender Pfarrer für die Leichenpredigt bestellt wurde. Nach dem Todesfall trat ich freilich dennoch wider mein Erwarten beim Publikum in den Vordergrund. Ich stellte aber die Entscheidung dem Willen Gottes anheim, entschlossen, von mir aus keinerlei Schritte zu thun. Ich ließ es freilich auch an der nöthigen Klugheit fehlen. So verlebte ich den ersten Vorsteher von Kurzdorf. Dieser setzte sich bei der ersten Kirchengemeinde, die wegen der Pfarrwahl stattfand, freundlich neben mich und erklärte mir, er werde alles dafür thun, daß ich ihr Pfarrer werde. Ich entgegnete ihm aber, ich bate ihn, wieder an seinen vorigen Platz sich zu setzen, damit es nicht einer parteiischen Verabredung gleich sehe. Auf ähnliche Weise machte ich den reichsten Mann in den Landgemeinden zu meinem Gegner. So verlor ich die meisten Stimmen von Kurzdorf und andern Landgemeinden. Diesen schlossen sich manche Stadtbürger, z. B. Handwerker u. s. w. an. So wurde Pfarrer Kappeler (von Frauenfeld) in Bußnang gewählt, ein fleißiger, redlicher, freundlicher Mann, aber sehr mittelmäßig und unentschlossen. Als er nach nicht zweijähriger Pastoration starb, wiederholte sich ein viel leidenschaftlicheres Treiben als das erste Mal. Die Aussichten schienen diesmal günstig zu werden. Anfangs hieß es, man habe jetzt ein früher gegen mich begangenes Unrecht gut zu machen, und es wurde mir von städtischen Beamten schon ein gewünschter Nachfolger für das Schulamt, ein eben ordiniertes bürgerlicher Kandidat, zur Berücksichtigung empfohlen. Gerade von dieser Seite aber mag mein offenes Vertrauen des Entgegenkommens missbraucht worden sein, indem ich gestand, wie viel auf ein ernstes und einträchtiges Zusammen-

wirken mit einem allfälligen Nachfolger im Lehramte ankomme, da mit dem geistlichen Kollegen kaum auf ein gedeihliches Einvernehmen zu rechnen sei. Eben dieses wurde ausgebeutet, daß Gefahr vorhanden sei, es werde zwischen den beiden Pfarrern die alte Uneinigkeit fortdauern. Die Verwandten und Anhänger Kappelers ließen mir ihre Verwendung für mich anerbieten, wenn ich das laufende Halbjahr für die Familie des Verstorbenen unentgeltlichvikarisierten wolle. Es widerstrebt mir, solchen Leuten meine Wahl zu verdanken; auch nahm ich meine künftige Aufgabe zu ernst, als daß ich mich im Falle der Ernennung nicht verpflichtet gefühlt hätte, alle meine freie Zeit vor Antritt des Amtes auf innere Sammlung und gewissenhafte Vorbereitung zu verwenden. Schule und Pfründe zusammen aber hätten mir eine äußere Arbeitslast auferlegt, welche mit dem Bedürfnisse des inneren Aufbaus im Widerspruch gewesen wäre. So lenkte der Mangel kluger Berücksichtigung äußerer Umstände zum zweiten Male die Wahl von mir ab, indem nur ein Drittheil der Stimmen auf mich, die Mehrheit auf Pfarrer Bridler in Wigoltingen fiel. Der Gewählte war ein vortrefflicher Landpfarrer, kräftig, anständig, beredt; aber es fehlte ihm an dem hinlänglichen Geist und der wissenschaftlichen Strebsamkeit, um in einer so manigfaltig zusammengesetzten Gemeinde genügend und wirksam zu sein.

Frauenfeld hatte seit der Vereinigung der Schulen beider Konfessionen eine besondere, von der Erziehungsbehörde genehmigte Schulverfassung, der zufolge der Rektor Mitglied der vereinigten Schulbehörde für die Elementar- und Oberschule war. Mit der Einführung gesetzlicher Sekundarschulen wurden besondere Vorsteuerschaften für die Elementar- und für die Sekundarschule aufgestellt, in welchen der Lehrer nicht mehr Mitglied sein konnte. Ich konnte zwar in Frauenfeld während der ganzen Dauer meines Schullebens die Vereinigung der beiden Schulvorsteuerschaften aufrecht erhalten; aber die bisherige Befugnis des Rektors war mir entzogen, und die beiden evangelischen sowohl als der

katholische Pfarrer erlangten nicht, meinen bisherigen Einfluß und meine Wirksamkeit zu beschränken. So waren die letzten acht Jahre meines Schullebens sehr schwierige Jahre, und es brauchte Kraft und Selbstbeherrschung, um sich aufrecht zu erhalten.

Nachdem ich durch das Gesetz auf gleiche Linie mit halbgebildeten Sekundarlehrern gestellt war, nachdem eine leidenschaftliche Rivalisierung zwischen Frauenfeld und Weinfelden um Erlangung der künftigen Kantonschule begonnen hatte, und nachdem Beyels anfangs so vielversprechendes Geschäft durch Vernachlässigung sowohl als durch fremdartige Spekulationen immer mehr in's Gedränge gekommen war, hatte die Unnehmlichkeit meiner früheren Stellung nach jeder Seite Einbuße erlitten; ich mußte daher ein neues, selbstständiges, von der umgebenden Außenwelt unabhängiges und unerreichbares Feld der Thätigkeit zu erreichen suchen. Nach verschiedenen kleinen historischen Arbeiten hatte mich das Bestreben der nach der Schweiz berufenen deutschen Lehrer, die Mundart aus der Schule und dem Volke zu verbannen, im Jahre 1838 zu der Schrift veranlaßt: „Die Schweizerische Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache“. Die Behandlung eines sehr zeitgemäßen Gegenstandes vom wissenschaftlichen und nationalen Standpunkte aus wurde günstig aufgenommen und ermunterte mich zur Fortführung verwandter Studien. Im Jahre 1842 gab ich die Lebensbeschreibung von „Landammann Anderwert“ heraus. Ich entzog mich der biographischen Behandlung von Persönlichkeiten, deren Verwandtschaft mir beengende Berücksichtigungen auferlegt hätte. Bei Anderwert aber, dem Alleinstehenden und dem Katholiken, war mein Urtheil völlig frei, und diesen vorzüglichsten Staatsmann aus der ersten Periode unsers Kantons durfte ich in seinen Verdiensten nach voller Überzeugung zur Nachahmung empfehlen. Diese größere Schrift fand namentlich auch in andern Kantonen bei den Staatsmännern entschiedene Anerkennung.

Nach diesen ermunternden Vorgängen durfte ich es wohl wagen, mich auf eine größere Unternehmung einzulassen. Ich hatte mich nicht nur mit der deutschen Literatur im Allgemeinen, sondern namentlich auch mit der schweizerischen näher bekannt gemacht. Letztere hatte in neuerer Zeit eine geringsschätzige Behandlung erfahren, und es wurden namentlich die früher gefeierten Schweizer des vorigen Jahrhunderts derb und schonungslos auf die Seite geschoben. Ich begann daher ein einlässliches Studium der Kulturgeschichte der Schweiz und besonders des Geisteslebens im achtzehnten Jahrhundert. Diese stille Arbeit gab mir Muth und Freudigkeit und zugleich die erforderliche Widerstandskraft, um äußerlich Beengendes und Widerwärtiges zu ertragen oder mich entschlossen darüber hinwegzusezen.

Die bisherigen ungünstigen und unerfreulichen Erlebnisse hatten mich doch mehr nur äußerlich und vorübergehend berührt; es sollte mich aber ein Schlag treffen, der mich im Innersten niederbeugte. Meine Gattin war zart gebaut, leicht erregbar und keiner großen Anstrengung fähig; aber ihre Gesundheit hatte sich in Frauenfeld eher befestigt und ihr Gemüth sehr erfrischt und erheitert. Jedoch im Jahre 1844 stellte sich allmälig Angegriffenheit und Ermattung ein, die nach einer Reise nach Bern und Basel noch größer wurde. Im Laufe des Winters zeigte sich Husten und eine Röthe auf den Wangen. Am letzten Maitag brach plötzlich ein Blutguß aus dem Munde. Schnell wurde der Zustand hoffnungslos und erfüllte mich das erste Mal im Leben mit einem ganzen und vollen Schmerz. Die Theure ertrug aber die schwere Heimsuchung mit solcher ruhigen Gelassenheit und frommen Kraft, daß die kurzen Augenblicke, da die leidende Brust das Reden und Hören möglich machte, der offensten und lieblichsten Besprechung über Tod und Ewigkeit gewidmet wurden, so daß es für uns beide eine außerordentlich schöne Zeit der Erhebung und des Trostes im gläubigen Vertrauen auf die göttliche Gnade war. Meine Pflege und diejenige der treuen Magd

reichten während der ganzen Zeit der Krankheit aus. Als am letzten August der Tod die liebe Seele von den Banden des Leibes erlöste, lag ein leuchtender Zug der Verklärung auf dem schönen Antlitz der Sterbenden, als ein tröstliches Zeugnis ihres seligen Herzens.

Nach zwölfjähriger glücklicher Ehe war ich nun fürchterlich allein. Mir war zwar am liebsten der stille Herzengang mit der Theuren, oder ein Umgang mit solchen, welche sie gekannt und geschätzt hatten. Die Erinnerung an das reiche Leben und den schönen Tod war auch ein Gewinn, der mich wohlthuend erfreute. Ein Jahr lang lebte ich in inniger Gemeinschaft mit der Heimgangenen und trug sie nahe und gegenwärtig im Herzen. Im Sommer des Jahres 1846 besuchten mich zwei Freunde, der treue Camper und der edle Ziegler von Winterthur, um mich durch eine kleine Reise an den Bodensee aus der stillen Trauer und der Versenkung in die Vergangenheit und die höhere Gemeinschaft herauszuheben. Camper kam häufig am Samstag Abend, entweder allein oder mit einem seiner Knaben, um mir in langer Einsamkeit durch freundschaftliche Theilnahme Erleichterung und Erheiterung zu gewähren. Unterdessen machte ich mich wieder an die Fortsetzung der schweizerischen Literaturgeschichte, welche ich im Sommer 1844 im anmuthigen Häusen bei meinem Schwager, Pfarrer Behel, auszuarbeiten begonnen hatte, dann aber ein Jahr lang liegen ließ. Das Wiederaufgreifen der Arbeit gereichte mir nun zur Freude und zum Trost.

Ich hatte als Student den hohen Kästen und den Speer, den Rigi und die Dole bestiegen und war später mit Bornhauser durch die Via mala zu der Quelle des Hinterrheins und auf die Höhe des Vogelbergs gekommen, wo uns ein Gewitter überraschte und zurücktrieb. Aber die Urschweiz kannte ich noch nicht, und deren braves Volk, das so ruhig und fest dem Kampf für seine, wie es glauben mügte, bedrohte Selbstständigkeit entgegen gieng, erfüllte mich mit großer Theilnahme. Ich benutzte daher

im Sommer 1847 die drei Wochen Sommerferien, um die innere Schweiz zu bereisen. Wenn ich mich früher zu einer einsamen Bergreise nicht entschließen konnte, so sagte jetzt eine einsame Wanderung in die Gebirgswelt meiner Stimmung gerade zu. Es wünschte zwar die in Zürich wohnende Frau Kesselring, daß ihr Sohn Heinrich, jetzt Professor der Theologie daselbst, mich auf den Rigi und nach Luzern begleite; allein derselbe wurde nach dem ersten angestrengten Tagemarsch unwohl, so daß ich ihn in Einsiedeln zurücklassen mußte. Der ebenso sonderbare als geistreiche Bernhard Beerleider von Steinegg und Ferdinand Keller, der Präsident der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, statteten mich mit reichen Empfehlungsschreiben an angesehene Personen auf meiner Reiseroute aus. Es wurden mir die Merkwürdigkeiten des Klosters in Einsiedeln an Kunst und Wissenschaft mit gehörigem Aufwande von Zeit und Gefälligkeit vorgewiesen. Was ich aber sonst hier bemerkte, befriedigte mich wenig, so daß ich bald weiter reiste.

Durch das Alpthäli begleitete mich ein junger Mann des Auszuges, der mich über die Stimmung in Schwyz beehrte. Eine Empfehlung führte mich in das damals blühende Jesuitenkollegium in Schwyz und bei dem vielgenannten Burgstaller ein, einem schönen, scharf ausgeprägten, intelligenten und entschlossenen Manne. Was er über Erziehung sprach, war weder enge noch einseitig, und die Schlichtheit und fast Armutlichkeit von Kleid und Zimmer des bedeutenden, weltgewandten Priesters imponierten mir. Das Urtheil über die Zustände der Schweiz war das des unkundigen Parteimannes, daher auch der Rath, ich solle nicht ohne Dolch und Pistolen durch den Kanton Bern reisen. Das Volk von Schwyz in seiner Ruhe und Gelassenheit, in der frischen Kraft der Männer und der nicht anmuthigen, aber einfach derben Schönheit der Weiber, machte einen sehr günstigen Eindruck; namentlich war der Sonntag Abend im Muottathal, im Verkehr mit Jungen und Alten, äußerst anziehend. Ich rede nicht vom

Rigi und dem Vierwaldstättersee, gedenke aber des damals wenig bekannten Seelisbergs, wo ich Freund Ziegler von Winterthur und eine kleine ausgewählte Gesellschaft von Basel und Luzern im alten, engen Holzhouse fand und mich das erste Mal wieder einige Tage einer fröhlichen Geselligkeit freute. Ganz besonders gefiel mir das feine, anständige, gemüthliche Volk der Unterwaldner, wo Leute aller Stände höchst einlässlich und vertraulich waren und wo beim Ärmsten sich eine heitere Zufriedenheit in Rede und Wesen spiegelte. Da ich Gelegenheit hatte, zu Sarnen mitten unter den Mitgliedern des Landrathes zu Mittag zu speisen, fiel es mir sehr angenehm auf, unter den Männern aus dem Volke eine nicht kleine Zahl von weltgewandten Rathsherren zu finden, deren angenehme und gefällige Art auf das Daheimsein in guter Gesellschaft schließen ließ. Nicht zufällig ist Stans der Sitz recht feinsinniger Künstler; denn die Jungfrauen und Kinder der Heimat boten Paul Deschwanden die Thüren zu seinen Madonnen- und Engelbildern in unmittelbarer Nähe dar. In den Kapuzinern von Stans, den Mönchen von Engelberg und einigen mir bekannt gewordenen Geistlichen zeigte sich auch die geistige Bildung der Unterwaldner von einer schlichten und anspruchslosen, aber recht tüchtigen und verständigen Seite. Das Volk, aus dem der Bruder Klaus hervorgegangen, ist ein durch Intelligenz, Frömmigkeit und sittliche Solidität so ausgezeichneter Schlag, daß man an demselben seine ganz besondere Freude haben muß. Diese eigene Beobachtung diente mir zur wahren Befriedigung, als einige aus dem Sonderbundskriege zurückkehrende hochmüthige und leichtfertige Wehrmänner das Unterwaldner Volk langweilig und dessen Mädchen unmanierlich fanden. Die Leute im armen, rauhen Uri tragen eher das Gepräge einer gewissen unfrohen Herbigkeit; doch wie angenehm war der Aufenthalt in der Familie des braven Zgraggen in der Klus während zweier Regentage und beim strebsamen Naturforscher Nager in Andermatt. Tief ergriff mich die stille, einsame Wanderung über Furka und Grimsel

und durch das Haslithal, wo das Große und Schreckliche der Natur sich in immer neuen Gestalten zeigte. Wenn die Herrlichkeit des Berner Oberlandes mich mit dem höchsten Entzücken erfüllte, so erlaubte dagegen das Gedränge der Fremden weniger einen einläßlichen Verkehr mit dem Volke. Sehr anziehend aber war mir die Bekanntschaft mit der auf dem Schlosse Diezbach wohnenden und daher benannten Familie von Wattenwyl, in welche ein Brief der Frau Dr. Kern mich einführte, indem natürlich die anwesenden Mutter und Tochter zu den Zierden der patrizischen Berner Geschlechter gehörten*).

Nach der unmittelbaren, theilnehmenden Anschauung von Land und Leuten war der Sonderbundskrieg für mich ein bemühendes Ereignis; mein Herz war bei den frommen, biedern, gelassenen Menschen aus der Urschweiz. Theilnehmend begleitete ich daher ihre ersten günstigen Erfolge, und das Volk selbst verlor in der guten Meinung nicht, als die Klugheit und Übermacht der Gegenpartei über die unsfähigen und feigen Häupter und Führer den Sieg davontrug. Aber für keinen andern Kanton war der Sieg so gewinnreich wie für den Thurgau. Dieser hatte seinen Staatshaushalt unter ungünstigern Verhältnissen als alle andern neuen Kantone begonnen, indem ihm keinerlei Domänen zu Gebote standen. Mit der Besiegung der Mehrheit der katholischen Stände war der freie Spielraum zur Benutzung des Vermögens der zahlreichen Klöster eröffnet, deren Aufhebung nun nichts mehr im Wege stand. Nun sah sich der Thurgau durch treue und gewissenhafte Benutzung des Klostervermögens im erwünschten Falle, den Ausbau des Unterrichts, Armen- und Krankenanstalten in geeigneter Weise zu vollenden. Während sich die Aufmerksamkeit der Staatsleute ausschließlich auf Geld und Gut richtete, ließ ich mir es angelegen sein, die Aufmerksamkeit

*) Eine ausführliche Beschreibung dieser Reise, betitelt: „Reisebriefe aus der Urschweiz“ hat der Herausgeber in Nrn. 119 und folg. der „Thurg. Volkszeitung“ von 1884 veröffentlicht.

der Regierung auch auf die Schätze der Wissenschaft und Kunst der Klöster hinzulenken. Der Regierungsrath war Willens gewesen, die Klosterbibliotheken dem katholischen Kirchenrath zu überlassen. Dieser aber erklärte, er wisse nichts mit den alten Schriften anzufangen. Hierauf beantragte Regierungsrath Stähelin, dem die Besorgung der Kantonsbibliothek oblag, den Verkauf der Klosterbücher. Wegen der in unserm Kanton so ungünstigen Urtheile über die Bewohner unserer Klöster hielt ich mich von ihnen ferne; nun fand ich doch bei einem flüchtigen Besuch der Karthaus Ittingen in der dortigen Bibliothek mehrere werthvolle alte Werke. Daher stellte ich der Regierung vor, daß es Pflicht des Staates sei, nicht nur das Gut der Klöster sich anzueignen, sondern auch die Zeugnisse und Denkmäler ihres geistigen Lebens in Ehren zu halten und aufzubewahren, wodurch namentlich der Kantonsbibliothek ein merkwürdiger und eigenthümlicher Zuwachs zu Theil wurde. In Folge dessen bat ich mir die Bewilligung aus, die Klosterbibliotheken zu untersuchen und der Regierung darüber Bericht zu erstatten. Allein die Regierung gieng nicht nur auf meinen Vorschlag ein, sondern sie beauftragte mich nebst Pupikofer und einem katholischen Geistlichen zur Untersuchung und Katalogisierung der Bibliotheken und Archive der Klöster. Mir fiel das nahe gelegene Ittingen zu. Nicht nur an besondern Tagen, sondern täglich wallfahrtete früher bis zur Aufhebung eine gierige Menge nach der Karthause, um an der Klosterkästle an den Spenden der ausgesuchten Fischküche und des berühmten Kellers zu schmarotzen. Gerade darum hatte ich mich fern gehalten und nur einzelne Abendbesuche gemacht, so lange der gebildete Prior Lippurger gelebt. Nun ließ ich mir freilich während eines dreiwöchentlichen Aufenthaltes bei angestrengter Arbeit auch die Beigaben des Klosterküches recht gut gefallen. Während es einen bemügenden und widerwärtigen Eindruck machte, wie der Ertrag eines Besitzes von Millionen für nur fünf unwissende Mönche auf's albernste verschleudert

wurde, war es dagegen wahrhaft rührend, wie gewissenhaft die Mönche auch nach der Aufhebung des Klosters den mühsamen Gottesdienst fortsetzten, welcher sie täglich Sommers und Winters acht Stunden in die Kirche rief und davon dritthalb Stunden um Mitternacht. Nur Prior und Schaffner, die an der sogenannten Hostafel speisten, lebten gut, während die auf die Zelle beschränkten Mönche bei einem sehr einfachen Unterhalte täglich nur ein Mal warme Speisen erhielten. Der Horen-Gesang war abscheulich genug; aber wenn in Mitte der Nacht die gressen, aber doch einfältig feierlichen Töne zu mir hinaufdrangen, oder wenn man die weißen Gestalten halbe Stunden lang auf dem Gesichte liegen sah, so fühlte man sich in eine fremde, auch in ihren Trümmern ehrwürdige Welt versetzt. Ich hatte große Freude, meine Voraussetzung vom Werthe der Bibliothek bestätigt zu sehen, indem eine bedeutende Zahl von Inkunabeln, schöne Ausgaben der Kirchenväter, Vocabularien und in der hinterlassenen Privatbibliothek Lippurgers auch gute neuere Schriften, namentlich Reisebeschreibungen, sich vorfanden.

In Ittingen zeigte sich ein kleinerer Schatz von Gemälden, gemalten Glasscheiben, Kirchenzierden von edeln Metallen, alten Kupferstichen und Holzschnitten, der beim bisherigen Mangel an irgend einer Sammlung von Kunstsachen im Thurgau nicht vernachlässigt werden durfte; denn schon war ein Theil solcher Gegenstände auf die Seite gekommen und verschleudert worden. Ich richtete daher an die Regierung das Gesuch, die in den Klöstern vorhandenen Kunstgegenstände auffinden, verzeichnen und zu ihren Händen einziehen zu lassen. Zu diesem Behufe wurde ich nebst Regierungsrath Stähelin zum Besuche sämmtlicher Klöster abgeordnet. Unsere ländlichen Klöster ließen zwar keine bedeutenden Kunstsäume erwarten; aber es mußte im Laufe der Zeit doch manche Zierde für Kirchen und Zellen dahin gewandert sein. Wirklich zeigt auch das „Kunstabinet“ im neuen Regierungsgebäude, daß es an Kunstgegenständen nicht fehlte, welche der

Aufbewahrung werth waren. Merkwürdige und werthvolle Gegenstände sind namentlich die mit Perlen besetzte Mitra, mit Verzierungen aus vergoldetem Silber, welche Papst Johann XXIII. beim Konzil zu Konstanz dem Abte von Kreuzlingen schenkte, der silberne, mit Edelsteinen besetzte, kunstvolle Abtsstab von Fischingen, ein Crucifix von vergoldetem Silber aus Ittingen. Die Ausbeute an Gemälden war freilich nicht bedeutend, doch waren namentlich einige altdeutsche Tafeln des Aufbewahrens werth; leider ließ Stähelin den alten Goldgrund niederciselieren und mit blauem Himmel übermalen, und statt der alten, verzierten Rahmen plumpe, werth- und geschmacklose neue anbringen. Nachdem Feldbach und Dänikon, wie früher berichtet worden, ihrer reichen Schätze an Glasgemälden beraubt waren, konnten nur noch einzelne Trümmer recht guter Tafeln gerettet werden. Das treffliche Steinbild des Kuno von Feldbach aus dem 13. Jahrhundert, für welches die Regierung keine Stätte zur Aufbewahrung wußte, zierte nun den Eingang bei der Wasserkirche in Zürich. Weil Stähelin, der leidenschaftliche katholische Parteimann, mit der Klosteraufhebung nicht einverstanden war, hatte er mir beim Gang durch die weitläufigen Klosterräume keine Zeit gelassen zur näheren Betrachtung und Prüfung der Kunstgegenstände; ich notierte daher manche Sachen von sehr zweifelhaftem Werth. Ich hoffte, damit nichts übersehen bleibe, bei der Einziehung der Gegenstände eine Stimme geltend machen zu können. Allein ohne weitere Berathung wurden sämmtliche von mir verzeichneten Gegenstände nach Frauenfeld gebracht, welche zu meinem Schrecken zehn vierspännige Leiterwagen füllten. Diese Wagenlast machten hauptsächlich die alten Mobilien der Klöster aus, unter welchen Schränke mit schönen Schnitzereien und wieder mit eingelegter Arbeit waren. Leider wurden diese sämmtlich, sowie die zusammengebrachten alten Kupferstiche und Holzschnitte um ein Spottgeld an Juden verkauft. Ich schlug der Regierung meine Freunde, Ferdinand Keller und Jakob Ziegler von Winterthur,

vor, um eine Auswahl unter den Gegenständen zu treffen. Natürlich mußte ihr Urtheil über die Menge des zusammengebrachten Quarkes sehr ungünstig ausfallen; allein was ich beabsichtigte, wurde erreicht, daß dem Kanton für eine künftige Sammlung eine Auswahl der alten Klosterzierden verblieb.

Mit dem Klostergut war nun auch die Möglichkeit der Errichtung einer Kantonsschule gegeben. Kern, nun Präsident des Erziehungsrathes, nahm sich der Vorbereitung mit Eifer an. Allein da Weinfelden sein großes Schulhaus aus Spekulation auf die künftige Kantonsschule gebaut hatte, so stand dem Vorhaben der Errichtung der Kantonsschule in Frauenfeld ein schwerer Kampf bevor. Zum Glück war Frauenfeld im Fall, größere Vortheile bieten zu können: ein neu zu erbauendes, nach Wunsch einzurichtendes Kantonsschulgebäude, einen Oberlehrer, mehr und größere Fondationen. Ich bildete mit Kappeler, dem jetzigen Präsidenten des schweiz. Schulraths, und Joh. Ludwig Sulzberger, dem späteren Regierungsrath, die Kommission, welche von Seite Frauenfelds mit dem Staat über die zu bringenden Opfer zu unterhandeln hatte. So bescheiden und unzureichend das erste Projekt auftrat und so unverhältnismäßig dagegen die von Frauenfeld zu bringenden Opfer waren, so machte Kern doch die unangenehme Erfahrung, daß der erste Anwurf vom Großen Rath verworfen wurde. Ich hatte bei dem Vorurtheil gegen Frauenfeld und bei der Eingenommenheit der Radikalen gegen meine Person für mich selbst betreffend die Kantonsschule sehr bescheidene Erwartungen; doch würde ich mich gefreut haben, wenn mir als Unterrichtsfächer Religion, deutsche Sprache und Geschichte angewiesen worden wären; an Nebernahme der Direktion oder auch des Konvikts dachte ich nicht. Doch allmälig wurde mir die Gebundenheit an die Stunden lästig und das handwerkliche Eindrillen mühsam; auch konnte ich Ungezogenheit nicht mit Gleichmuth ertragen; überhaupt gelang mir der ruhige Gleichmuth der Stimmung nicht im erforderlichen Grade.

Ganz unerwartet traf mich gegen Ende des Jahres 1850, nachdem ich das 51. Jahr zurückgelegt hatte, die Wahl zum Pfarrer von Gottlieben. Ich glaubte die geringe Pfründe an dem herabgekommenen Orte nicht annehmen zu können. Die Nähe von Konstanz; das Versprechen von Seite der Mehrheit der Mitglieder des Erziehungsrathes, daß man mir den Religionsunterricht am Seminar in Kreuzlingen, den man aus Vorurtheil dem Pfarrer Steiger in Egelshofen trotz seiner Tüchtigkeit nicht übergeben wollte, zu übertragen geneigt sei; die Wahrscheinlichkeit, daß man mich, auch wenn eine thurg. Kantonsschule zu Stande komme, wegen meines höhern Alters kaum den jüngern Kräften, die man herbeizuziehen beabsichtigte, beigesellen werde, und a. m. bewog mich, den ehrenvollen Ruf dieser kleinen Gemeinde anzunehmen. Zugleich aber war es mir Herzenssache, die Jahre, welche mir der Herr noch schenken würde, als Prediger und Seelsorger zu wirken, weil das Predigen mir immer zur eigenen Auferbauung und Erhebung gedient hatte, und weil der Religionsunterricht stets mein liebstes Fach gewesen war.

Das Pfarrleben aber erforderte nach innen und außen eine gemüthliche und liebevolle Häuslichkeit; ich suchte daher vor meinem Aufzug mein Haus wieder zu bestellen. In Elisabetha Ernst ward mir ein nach Persönlichkeit und Verhältnissen unerwartetes Glück zu Theil. Neben der würdigen Ehrenhaftigkeit ihres Vaters freuten mich namentlich die verwandtschaftlichen Verhältnisse ihrer verstorbenen Mutter, einer Enkeltochter von Lavaters Bruder, während Lavater selbst deren Pathe gewesen war. Das neue Amt, der neue Hausstand und die neue Umgebung waren geeignet, mich mit neuer Freudigkeit und neuem Lebensmuthe zu erfüllen. Denn der Beruf des Geistlichen ist doch unter allen Berufsarten der schönste. Herz und Geist zu den höchsten Gedanken und den seligsten Gefühlen zu erheben, den Glauben des schwachen Menschen auf einen ewigen Fels zu gründen, mit der Macht des Wortes Gottes die Gemüther zu gewinnen und zu

befestigen, als Seelsorger ein liebender Freund der besten und treuesten Glieder der Gemeinde zu sein, den Betrübten und Nothleidenden als ein Tröster und Beschützer sich zu erweisen, wiegt die schweren und schmerzlichen Erfahrungen auf, welche die Unempfänglichen, die Gleißner und die Schlechten ihm verursachen. Die Amtsgeschäfte der kleinen Gemeinde nahmen mich nur wenig in Anspruch; dagegen verwendete ich gehörige Zeit auf sorgfältig durchdachte und ausgearbeitete Predigten, welche auch fleißig memoriert wurden. Diese oft mühsame und abgemessene Vorbereitung hinderte freilich die Entfaltung eines frommen und warmen Stromes der Herzensberedtsamkeit; ich brachte es nicht über mich, die Ausführung des Gedankens der augenblicklichen Erregung zu überlassen. Erst in den letzten Jahren predigte ich nach kürzern schriftlichen Skizzen und zwar mit viel wirksamer Erfolge, indem mir ein frischerer und kräftigerer Ausdruck des Gedankens möglich wurde, wodurch die ganze Predigt an Popularität und herzlichem Nachdruck gewann. Ganz besondere Freude machte mir der Hausbesuch in meiner neuen Gemeinde, weil ich fast ohne Ausnahme mit dankbarem Vertrauen aufgenommen wurde. Das alterthümliche Konstanz, mit der Geschichte der Schweiz in nahem Zusammenhang, und in der That die alte Hauptstadt des Thurgaus, wurde von mir alljährlich besucht und war mir ganz heimatisch. Bei aller Schönheit und dem Reichthum der Umgebung unserer Schweizerstädte ist doch keine von diesen, welche in einem Umfange von zwei Stunden so viele merkwürdige und geschichtlich bedeutende Punkte darbietet wie Konstanz; auf schweizerischer Seite Kreuzlingen und Münsterlingen, Kastel und Arenenberg; auf deutscher Seite Reichenau und Mainau, Radolfszell und Bodman, Ueberlingen und Mörsburg, Friedrichshafen und St. Loretto, nebst einer Menge anderer anmuthiger Stellen. Ich war glücklich bei den manigfaltigen Ausflügen nach all' den ausgezeichneten Stellen, wobei in den ersten Jahren die Gattin mich begleitete, bis später ein leidender Zustand sie an

größern Gängen hinderte. Eine ganz besondere Lust hatte ich am Farbenspiel des großartigen Bodensee's. Wenn die Ufer anderer Schweizerseen viel manigfaltiger, bedeutender und exhabener sind, so gewähren dagegen die niedrigen Gestade des Bodensees namentlich Morgens und Abends einen viel reichern Wechsel an Farbenton, denen ich anfangs zu den verschiedenen Tageszeiten, bei hellem und trübem Wetter, bei Windstille und Sturm eifrig nachgieng. Doch erlitt dieses Studium seine Begränzung, weil die betreffenden Anschauungen, kaum dem Pinsel darstellbar, sich dem beschreibenden Worte vollends entziehen.

Sehr angenehm beschäftigte mich dagegen eine andere Seite meiner neuen Umgebung. Der Beruf des Fischers gilt für einen langweiligen und geistlosen. Es war mir daher auffallend, mit welchem Eifer und mit welcher Vorliebe die Fischerei, das Hauptgeschäft meiner Gemeinde, von den Gottliebern betrieben wurde. Ich lud nun die verständigsten und erfahrensten Fischer an Winterabenden zu mir ein und ließ mir bei einem Glase Wein alle Einzelheiten ihres Berufes erzählen*). Während andere Gemeinden ihre Pfarrer mit den Erzeugnissen der Landwirthschaft und der Viehzucht freundlich bedenken, werden dem Pfarrer von Gottlieben Fische, namentlich Gangfische und wilde Enten zu Theil. Ich war in der kostlichen Freiheit des Pfarrlebens so überaus zufrieden und für jede Freundlichkeit dankbar, daß ich die Leute gern von der besten Seite nahm und auch durch ent- schiedene Uebelstände mich nicht stören ließ. Den Armen und Kranken schenkte ich meine angelegentliche und herzliche Theilnahme, und gegen das Eingehen irgend einer abgeschlossenen Gesellschaft in der Gemeinde setzte ich die Erklärung, für den Pfarrer und seine Familie müßten ihm alle Mitglieder der Ge-

*) Was Mörikofer damals von den Fischern erfahren hatte, teilte er s. B. der thurg. gemeinnützigen Gesellschaft schriftlich mit. Diese Arbeit ließ der Herausgeber im Feuilleton der „Thurg. Volkszeitung“, Jahrgang 1884, Nr. 136—142, abdrucken.

meinde zur Gesellschaft gut genug sein, so daß er keine einzelnen besonders bevorzugen dürfe.

Die lebhafte, kräftige und gewandte Bevölkerung am See mit ihrem sehr entschiedenen Selbstgefühl ist für den Pfarrer im Allgemeinen ein weniger günstiges Arbeitsfeld als die ländlichen Gegenden unsers Kantons, indem namentlich auch Konstanz mit leichtem Sinn und Vergnügungssucht ansteckt. Die Konstanzer, im Ganzen ein schöner, gutmütiger, fröhlicher und gefälliger Menschenschlag, hätten manche anziehende und liebenswürdige Seite; allein ein genüßsüchtiger Müßiggang und sittliche Schlaffheit haben sehr nachtheilige Spuren sowohl in den höhern als in den niedern Schichten zurückgelassen, welche durch äußere Bestrebungen des Aufschwungs und der Verschönerung nicht so bald beseitigt sein werden. Die leichte Art und der bodenlose sowohl politische als religiöse Radikalismus der Konstanzer machte daher gesellschaftliche Verbindungen kaum möglich. Ich sah zuweilen Dr. Marmor, weil er das Archiv unter sich hatte; sehr schätzte ich den Apotheker Leiner, einen gebildeten, für seine Vaterstadt begeisterten Mann; hie und da sahen wir auch das alte Fräulein von Ittner, die Tochter des bekannten Kreisdirektors. Von großem Interesse war mir die Bekanntschaft mit Wessenberg. Als ich Anderwerts Biographie schrieb, wendete ich mich um Beiträge an denselben. Statt solcher erhielt ich eine Charakter-Skizze. Als ich nach Gottlieben kam, war mir von großem Werth die Wiederanknüpfung mit dem edlen Manne, welcher seiner Zeit durch seine christlichen Bilder mit dazu beigetragen hatte, mich der gemüthlichen und gläubigen Auffassung der evangelischen Geschichte wieder näher zu bringen. Der kleine, feingebaute Wessenberg war eine äußerst liebenswürdige Erscheinung; klar und rein waren seine Züge und sein ganzes Wesen; namentlich schaute man gerne in sein helles, fröhliches, leuchtendes Auge. Er hatte als Greis noch die frischen, anmuthigen Lippen des Jünglings, und die metallreiche, melodische, kräftige Stimme gieng durch ihren ge-

müthlichen Klang gar sehr zu Herzen. Er sprach vortrefflich, war aber ohne die Gabe der Beredtsamkeit. In drei in einander gehenden Zimmern hatte er die Sammlung seiner großentheils italienischen Gemälde aufgestellt. Im dritten derselben wohnte und arbeitete er selbst. Das Mobiliar des ganzen Hauses war höchst einfach; dagegen verwendete er den größten Theil seiner Einkünfte auf Bücher und Kunstgegenstände. Denn auch seine Kupferstich-Sammlung war sehr ausgesucht, namentlich an Meisterwerken der neuern Zeit. Außer der jungfräulichen Ingenuität erinnerte wenig an ihm an den Geistlichen; er trug aber bei aller Schlichtheit gar sehr das Gepräge des vornehmen Herrn an sich. Denn bei aller Höflichkeit des Verkehrs und bei aller Einlässlichkeit der Unterhaltung machte sich eine gemessene Zurückhaltung bemerklich. Er selbst äußerte sich kaum über religiöse, aber über politische und literarische Dinge sehr offen und frei, nahm hingegen von andern kommende freimüthige Äußerungen kühl, stillschweigend oder ablehnend auf. Sehr angenehm war der Verkehr schon darum, weil er als Verweser des Bisthums Konstanz, welchem der größere Theil der katholischen Schweiz angehört hatte, mit allen bedeutenden Männern der früheren Zeit bekannt war und darunter eine beträchtliche Zahl vertrauter Freunde hatte und zwar mehr Protestanten als Katholiken, daher auch sein Schlafgemach, ausgestattet mit den Bildern seiner Freunde, vorzüglich Schweizer aufwies. Bei der Abnahme des schönen Auges, welches ihm Arbeiten bei Nacht nicht mehr gestattete, besuchte ich ihn meistens Abends 6 Uhr, wo gewöhnlich Gegenstände der Literatur und Kunst besprochen wurden, oder wobei ich von ihm Mittheilungen über bedeutende Schweizer zu erhalten suchte, da Wessenberg an meiner Darstellung der Literatur des 18. Jahrhunderts ein lebhaftes Interesse zeigte. Nicht nur die stets freundliche Aufnahme zeigte mir sein theilnehmendes Wohlwollen, sondern auch, daß die Dienerschaft mir öfters sagen konnte, er habe gefragt, ob ich mich nicht habe melden lassen.

Nachdem er das 84. Jahr überschritten hatte, nahmen dann freilich die geistigen Kräfte spürbar ab. Oft, wenn er über etwas sprach, verlor er den Faden, verwechselte Personen, warf verschiedenes durcheinander. Nicht selten fühlte er die Abirrung und stockte dann mit liebenswürdig verschämtem Erröthen. Da man ihm dabei eine peinliche Verlegenheit abspürte, so wagte ich nur noch selten Besuche. Ich sprach häufig vor, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen; nachdem aber die Dienerschaft mir nicht mehr sagen konnte, daß er nach mir gefragt, oder mich vermisste, blieb ich in den letzten anderthalb Jahren völlig weg. Natürlich schloß ich mich nach Wessenbergs Tod dessen sogenannten Freunden, sehr modern liberalen Leuten, welche mit ihm in keiner Beziehung gestanden hatten, nicht an, als dieselben zu Beiträgen für ein Wessenberg-Denkmal aufriefen; denn der edle Mann desavouierte durch seine ganze Persönlichkeit den lauten, vulgären Liberalismus. Wessenberg lebte in Konstanz völlig einsam und stand mit den Konstantern in keinem Verkehr; dennoch vermachte er der Stadt seine reiche Bibliothek und seine Kupferstich-Sammlung. Dagegen erhielt der Großherzog das Vermächtnis seiner Gemälde unter der Bedingung, daß derselbe der von Wessenberg gegründeten Armenschule in Konstanz 20,000 Gulden zukommen lasse. Der Großherzog war großmütig genug, die von Wessenberg für seine Lieblingsanstalt längst gewünschte Summe zu bezahlen, der Stadt Konstanz aber die Gemälde zu belassen. Wessenberg benutzte bei der Gründung seiner Armenschule die Erfahrung und den Rath des benachbarten Seminardirektors Wehrli, und wahrscheinlich bestimmte ihn die Absicht, diese Anstalt in dessen Nähe zu errichten, daß er auf ein von der Stadt ihm abgetretenes sumpfiges und ungesundes Grabenstück baute. Die luxuriöse Baute auf so schlechtem Grunde bewies auf Seite des Gründers einen solchen Mangel an praktischem Blick und Geschick, daß von der innern Einrichtung auch nicht viel Gutes zu erwarten war und ich daher dem Gerüchte glauben mußte,

welches die Anstalt als schlecht bezeichnete. Wessenberg sprach zwar wiederholt von seiner Armenschule; allein ich gieng nicht darauf ein und wagte nicht, dieselbe zu besuchen, aus Furcht, das Vorurtheil des Publikums in derselben bestätigt zu sehen. Als Wessenbergs Bibliothek in dem von ihm bewohnten und von der Stadt angekaufsten und zum Wessenberg-Museum bestimmten Hause zur öffentlichen Benutzung aufgestellt wurde, kam mir dieselbe sehr zu Statten, indem sie namentlich auch viele seltene Werke über die Reformation enthielt. Ueberhaupt war diese Bibliothek ein merkwürdiger Beweis von einer ganz seltenen universellen Vielseitigkeit ihres Begründers. Er war freilich, von allen Hülfsmitteln entblößt, genöthigt, sich nicht nur das sämmtliche wissenschaftliche Arbeitsmaterial selbst anzuschaffen, sondern auch alles, womit er sich aus der schönen Literatur bekannt machen und unterhalten wollte.

Gleich Anfangs nach meiner Niederlassung in Gottlieben bat ich Wessenberg um eine Empfehlung an die gefeierte Malerin Maria Ellenrieder. Lachend erwiederte er: „Ich weiß nicht, wie Sie mit meiner Empfehlung ankommen werden. Fräulein Ellenrieder ist jesuitisch geworden und malt etwas jesuitisch. Aber wenn Sie wollen, ich gebe Ihnen schon eine Empfehlung.“ Als ich nun mit einer solchen bei der Künstlerin anlangte, wurde ich zwar höflich empfangen und sie zeigte mir persönlich ihre Werke. Nachdem aber die Tour vollendet war und sie mich in ihr Cabinet zurückgeführt hatte, nahm sie eine sehr strenge Miene an und erklärte mit Nachdruck: „Ich kann nichts dagegen haben, daß Sie ein protestantischer Geistlicher sind; aber ich muß Ihnen sagen: Die Kirche verzeiht nie; die Kirche verzeiht nie!“ Ich antwortete: „Das ist freilich schlimm, Fräulein, wenn Sie mir eine solche Erklärung machen müssen! Allein ich hoffe, der Herr der Kirche verzeihe Ihnen und verzeihe mir.“

Bald darauf besuchte mich ein Freund von Zürich, welcher eines jener hübschen frommen Pastellgemälde der Künstlerin zu

besitzen wünschte und mich bat, ihn zu der Ellenrieder zu begleiten. Des willkommenen Bestellers Bekanntschaft mit der früheren Freundin der Malerin aus ihrer italienischen Zeit bereiteten dieser eine so große Freude, daß sie nun auch mir sich zu Dank verpflichtet fühlte, ihr diesen Kunstmäzen zugeführt zu haben. Von nun an bezeugte mir Fräulein Ellenrieder die freundlichste Theilnahme, und es lohnte sich wohl der Mühe, die liebenswürdige Künstlerin bisweilen zu sehen. Denn bis tief in die siebenzig hinein behielt sie das feine, lebhafte, strebsame Wesen, voll frommer und freudiger Idealität, von der namentlich das schöne klare Auge zeugte. Wenn sie in späterer Zeit fast ausschließlich Scenen darstellte, in welchen himmlische Entzückung zum Ausdruck kommen sollte, so fehlte es ihr dagegen nicht an einem naturgemäßen und kostlichen Humor, wovon namentlich die anmuthigen Illustrationen der Gänge und Treppen ihres Hauses Zeugnis gaben. Später freilich gieng ihren Schöpfungen das Naturkräftige und Naive völlig ab, und indem sie ihre Jungfrauen und Engel von der irdischen Schwere und der sinnlichen Erregbarkeit befreien wollte, benahm sie denselben auch die menschlich gedeihliche Lebensfähigkeit, und man kannte ihre nach demselben Typus geformten Engel, in ihrer lymphatisch-skrophulösen Art, nicht ohne ein gewisses Mitleid ansehen. Sie selber blieb aber immerhin in ihrer liebevollen und wahrhaft frommen Weise, wobei man ihr zu Gute hielt, ebensowohl wenn sie mit Entzücken von der Ekstase katholischer Heiligen sprach, als wenn sie ihr Bedauern bezeugte, daß Wessenberg ein so gar ungläubiger Mann sei. Nach ihrem Tode freute ich mich, mir aus ihrem Nachlasse einige jener lieblichen Federzeichnungen aus der früheren Zeit zu verschaffen. Wahrhaft entzückt wurde ich aber, als ihre Schwester mir ihr Tagebuch aus dem Anfange ihrer künstlerischen Laufbahn mittheilte, worin sich eine echt evangelische Freiheit und Lauterkeit der Gesinnung aussprach.

Gar angenehm war mir die Gelegenheit, von Gottlieben aus an einem schönen Nachmittage die herrliche Fahrt von Konstanz nach Meersburg und zurück zu machen, um bei Laßberg einen Besuch abzustatten, welcher sich auf dem alten Schlosse von Meersburg, das einst den Bischöfen von Konstanz gehörte, mit seinen Schätzen an Wissenschaft und Kunst niedergelassen hatte. Die herrlichen Gewölbe mit dem weiten Ausblick über den See, welche einst das Archiv des Bisthums Konstanz bewahrten, boten einen so ausgesuchten Raum für eine Privatbibliothek, wie wohl kein zweiter in Deutschland zu finden war. Laßberg hatte sich in vorgerückten Jahren noch einmal mit einem Fräulein Drosste-Hüllshoff aus Westfalen, der Schwester der Dichterin, verheirathet, welcher Ehe zwei lieblich aufblühende Zwillingsschwestern entstammten. Mit der Gattin und ihren katholischen Sympathien war ein neuer Geist in das Haus eingezogen. Laßberg ließ zwar nicht von seiner fröhlichen Schwabenart; aber er lag nun seinem Kultus mit Ernst und Eifer ob, und nachdem er von einer schweren Krankheit erstanden war, eröffnete er mir: „Sie, als protestantischer Geistlicher, werden mir erlauben, daß ich Ihnen sage, was ich erfahren durfte. Nachdem ich den Leib des Herrn empfangen, fühlte ich von dem Augenblicke an eine neue, wunderbare Kraft, welche mich erfrischte und verjüngte und mir Ruhe und Freudigkeit gab.“ Solches konnte man sich wohl gefallen lassen; allein es machte einen sehr unangenehmen Eindruck, wenn der einst galante Ritter an der Denkensart des reinen Wessenberg Anstoß nahm und den Verkehr mit dem nachbarlichen Jugendfreunde völlig abbrach. Es war freilich ergötzlich, wie bei dem alten Herrn in den letzten Jahren diese streng-katholische Ideen-Association nicht Stand hielt, sondern allmälig in den Hintergrund trat und der früheren ritterlich-poetischen Lebensanschauung Platz machte. In seiner edeln Heiterkeit, Geistesfrische und liebenswürdigen Gemüthlichkeit, welche sich an reichen Mittheilungen nie erschöpste, war Laßberg in den letzten Jahren

eine wahrhaft ehrwürdige Erscheinung. Ich besuchte ihn besonders gerne mit dem bisweilen in Gottlieben einsprechenden lieben Freunde Dr. Heinrich Meyer-Dössner von Zürich. Bei einem der letzten Besuche sang er nebst seinen beiden Mädchen uns das alte, in der Schweiz noch einheimische Volkslied vom Tannhäuser. Noch wohnen die beiden Töchter auf der alten Meersburg, die eine Dichterin, mehr in evangelisch-freiem Geiste, die andere Malerin.

Von ganz besonderm Werthe war uns die Bekanntschaft mit der Familie Scherer auf Rastel. Ich hatte schon die Bekanntschaft des Sohnes gemacht, welcher uns bisweilen in Frauenfeld besuchte. Er war, um dem Dienst im Sonderbundskrieg zu entgehen, nach Italien gegangen und dort gestorben, hinterließ aber einen nachgeborenen Sohn. Frau Albertine von Scherer, in Frankreich geboren und erzogen und französisch gebildet, wußte deutsches Wesen weder gehörig zu verstehen noch zu schätzen, und ebensowenig hatte sie Sympathien für die republikanischen und bürgerlichen Verhältnisse der Schweiz. Sie legte überhaupt einen übermäßigen Werth auf Adel und Vornehmheit, wozu sie ihr St. Gallisches Junkerthum kaum berechtigte. Allein vor dem tiefen Gehalt, vor der hohen Lebensanschauung, vor der demütigen Bescheidenheit ihres Christensinnes, vor der Festigkeit und dem Adel ihres Charakters verschwand dieses einseitig-befangene Streben, namentlich wenn man die Großartigkeit ihres Wohlthuns betrachtete, worin sie sich durch keinerlei abkühlende Erfahrung und kein Uebermaß des Undankes stören ließ. Sie war wahrscheinlich die verhältnismäßig größte Wohlthäterin der östlichen Schweiz; sie sprach aber nie davon und nur ganz zufällig vernahm ich die Größe einzelner Beträge ihrer Unterstützungen. Für sich selbst lebte sie sehr einfach und sparsam und hatte keinerlei Liebhabereien. Nachdem sie früher viel auf Reisen und in großem gesellschaftlichem Verkehr gelebt, brachte sie nun ihre späteren Jahre sehr einsam auf ihrem schön gelegenen Bergschloß

zu, mit Kunst und Literatur vertraut und in theologischen Dingen von einer gewissen Einsicht und Gründlichkeit; denn sie war eine sehr entschiedene Christin, von kräftigem und freudigem Glauben. Während sie neologische Ungläubigkeit verabscheute, konnte sie doch wieder in ihrem Urtheile zurückhaltend und gegen Andersdenkende duldsam sein. Während sie sich gegen meine Person sehr wohlwollend und gegen meine Gemeinde überaus wohlthätig zeigte, währte es doch mehrere Jahre, bis sie aus dem freundlich herablassenden Wohlwollen zu freundschaftlich theilnehmendem Vertrauen übergieng. Allein ich trug kein Bedenken, in stiller Voraussetzung zu verlangen, daß man bei aller Anspruchslosigkeit der Person und Stellung doch im gesellschaftlichen Verkehr eine gewisse Ebenbürtigkeit der Bildung und des geistigen Verhaltes anerkenne, wie sich solches z. B. im Umgang mit der Familie Laßberg ergeben hatte. Durch die Konsequenz schweigender und kühler Zurückhaltung erfolgte allmälig für mich und meine Frau eine immer werthvollere und herzlichere Annäherung, welche uns namentlich in den letzten Jahren manigfaltigen Genuss und Gewinn brachte. In den späteren Jahren hatte Frau von Scherer gewöhnlich einen französischen Geistlichen bei sich, u. A. den ausgezeichneten Prediger Desplans, welcher später französischer Pfarrer in Basel und Genf ward, und den liebenswürdigen Euler, den früheren Maler, welcher sich mit der strebsamen und begabten Gesellschafterin des Hauses, Sophie Falkenstein, verheirathete und bald darauf (am gleichen Tage mit Frau von Scherer) als Evangelist in Lausanne starb.

Unter den mancherlei Bekanntschaften, welche in Kastel sich für uns ergaben, nenne ich u. A. die herrliche Frau Vinet und den liebenswürdigen Grafen Wilhelm Zeppelin, welcher als österreichischer Offizier im italienischen Feldzuge durch eine feurige Kugel, die ihm nahe an den Augen vorbeifuhr, erblindete, sein Unglück aber mit dem heitersten Gleichmuth ertrug und gemüthlich und geistig strebsam sein dunkles Leben zu er-

heitern und zu erweitern verstand. Bis in die achtzige hinein bewahrte die edle Frau geistige Strebsamkeit, ein treffendes Urtheil und festen, heitern Gleichmuth. Sie legte einen großen Werth darauf, daß ihr Enkel, der schon frühe mit seiner Mutter, der Gräfin Caniz, aus einem besonders angesehenen adelichen Hause in Preußen, in Deutschland lebte, seiner Heimat nicht entfremdet werde und dieser seine Studien später in der Schweiz fortsetze, und sie hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als daß sie die majorene Selbstständigkeit desselben erleben möchte, was ihr aber nicht mehr zu Theil wurde.

An Karl Friedrich Steiger, Pfarrer von Egelsdorf, hatte ich auch einen bedeutenden geistlichen Nachbar; denn Steiger war an Geist, theologischer Bildung, positiver Glaubenskraft und würdiger Gesinnung der ausgezeichnetste Geistliche des Kantons und daher der energische Befämpfer aller neologischen Halsbheit, welcher durch Beredtsamkeit und dialektische Gewandtheit, sowie durch die feste Konsequenz der Gesinnung allen andern überlegen war. Anfangs sah ich ihn bisweilen auf Kastel, wo er als Hausgeistlicher wöchentlich Privatgottesdienst hielt, in hohem Vertrauen stand und daher mit Recht der Bevorzugte war. Gegen seitige Besuche wurden selten, namentlich von seiner Seite; dagegen freute ich mich, in kirchlichen Fragen gewöhnlich mit ihm Hand in Hand zu gehen.

Als ich in das Steckborner Kapitel eintrat, war Benker schon vieljähriger Dekan desselben. Der still Zurückgezogene sah sich jedoch nicht veranlaßt, geistiges Leben und eine die Wissenschaft und das Amt fördernde Thätigkeit in demselben zu erwecken; auch gelang es ihm nicht, etwaige unfreundliche Scenen zwischen einzelnen Kapitularen zu verhindern. Man begnügte sich im Allgemeinen mit der Behandlung der durch die Synode angeregten Fragen. Indem der Dekan wünschte, daß ich dem Kapitel eine Arbeit vorlegen möchte, verband er damit die Bemerkung, daß man gerne einen Abschnitt meiner Bearbeitung der schweizerischen

Literatur vernehmen werde. Allein es war vor kurzem die neue Bearbeitung des zürcherischen Gesangbuches erschienen, wodurch Benker veranlaßt worden war, der Synode vorzuschlagen, daß man dasselbe auch für den Thurgau annehmen solle. Ich war jedoch diesem Vorschlag entgegengetreten und hatte vorerst eine Prüfung des vorgeschlagenen Gesangbuches verlangt. Nun machte ich es mir zur Pflicht, nachzuweisen, welch eine unverhältnismäßige Zahl unbedeutender moderner Lieder in Zürich aufgenommen worden und welch unpassende, modernisierende Redaktionsveränderungen die alten, längst bekannten Kirchenlieder erfahren haben. Da meine Abhandlung bei uns die erste einlässliche Arbeit dieser Art war, so wurde sie vom Kapitel mit großer Theilnahme aufgenommen und der Beschuß gefaßt, diese auch den übrigen Kapiteln mitzutheilen, wodurch die Gesangbuchfrage von vornehmerein in das rechte Geleise kam. Der durch diese Arbeit nun auch in Beziehung auf geistliche Angelegenheiten erworbene Kredit sollte bald darauf eine unerwartete Belohnung finden. Benker wurde zum Rektor der Kantonsschule gewählt. Obgleich bekannt war, daß Bornhauser, der Präsident des Kirchenrathes, sich gerne auch als Dekan wählen lasse, so erhielt ich dennoch gleich beim ersten Wahlgang ebensoviele Stimmen wie der Kammerer, Bornhauser aber drei. Hierauf verbat sich der Kammerer in bescheidener Weise die Wahl; seine Stimmen aber blieben ihm treu, während die Bornhauser'schen auf mich fielen. Ich habe diese unverhoffte Auszeichnung stets als die liebste und höchste Ehre betrachtet, welche mir im Leben zu Theil geworden, indem ich mich dadurch ermuntert fühlte, mit aller Gewissenhaftigkeit und Treue meinem Amte zu leben, mit aufrichtigem und gläubigem Herzen der Kirche Christi zu dienen und nach Möglichkeit und Kräften meinen Kapitelsbrüdern mit gutem Beispiel voranzugehen.

Sogleich nach der Wahl schlug ich dem Kapitel die Bildung eines Pastoralvereins vor, welcher Vorschlag von dem größern

Theile der Kapitularen mit freudiger Theilnahme begrüßt wurde. Eine Pastoralgesellschaft hatte zwar im langgestreckten, volle acht Stunden messenden Steckborner Kapitel, das längs der Mitte durch einen Berg Rücken hinderlich getrennt war, seine besondere Schwierigkeit und brachte größere Anstrengung und Kosten mit sich. Allein da mehrere Kapitularen, namentlich Kreis, Widmer und Schmid, den regelmäßigen Besuch des monatlich sich versammelnden Vereins sich zur Aufgabe stellten, da es auch nie an fleißigen Arbeiten aus dem wissenschaftlichen oder pastoralen Gebiete fehlte, so nahmen die Zusammenkünste eine Reihe von Jahren den erfreulichsten Verlauf und dienten zu gegenseitiger Ermunterung und Erhebung. Als aber Langs „Zeitstimmen“ aukamen und zugleich den Zwiespalt in die schweizerische Predigergesellschaft hineintrugen, gieng ein zerstörender Lustzug durch alle Kreise der Kirche. Das einzige Mal, da ich zufällig am Besuch des Vereins verhindert war, kam eine Abhandlung zum Vor- schein, welche den Nachweis der Mängel in der christlichen Moral zum Gegenstand hatte. Als ich sowohl aus mündlichen Äußerungen als aus dem Protokoll den tiefen Eindruck erfuhr, welchen diese Abhandlung auf die Zuhörer gemacht hatte, bat ich den Verfasser, eines der begabtesten und tüchtigsten Mitglieder des Kapitels, um Mittheilung seiner Arbeit. Es erfüllte mich mit ebenso großem Erstaunen als mit Betrübnis, daß eine so leichte und wenig begründete Arbeit einen solchen Beifall hatte finden können. Ich machte es mir daher beim nächsten Kapitel zur Pflicht, als eine der Gefahren und Schäden unserer Zeit die ungründliche Zerfahrenheit, das Naschen in allen möglichen Gebieten und den Mangel an ernster Konzentrierung auf irgend ein Fach hervorzuheben und beispielweise als eine Abirrung jene erwähnte Abhandlung anzuführen. Ich beleidigte dadurch den Verfasser sowohl als seine Gesinnungsgenossen, welche im Kapitel die Mehrheit hatten. Allein ich wollte es gerade auf solch eine Probe ankommen lassen, weil ich auf den Bestand einer Pastoral-

gesellschaft keinen Werth legte, in welcher sich eine oberflächliche Neologie so breit machen würde. Als ich nun mit meinen bisherigen dringenden Aufforderungen nachließ, hörten unsere Zusammenkünfte auf. In den etwa sechs Jahren ununterbrochenen Bestandes waren indessen aus dem Verein eine Anzahl tüchtiger Arbeiten hervorgegangen, welche dem Kapitel zur Ehre gereichten und dasselbe in jener Zeit vor den beiden andern vortheilhaft auszeichneten, da in dem einen gar kein Pastoralverein und in dem andern nur ein solcher in engern Grenzen bestanden hatte.

Wenn ich mich gegen neologische Kundgebungen stets abwehrend und widerlegend verhielt und mich nicht scheute, bisweilen einschneidend aufzutreten, so war ich dagegen als Präsident des Kapitels stets angelegentlich und eifrig bemüht, jedes geistige Streben, jede redliche Ansicht, jede ernste und fleißige Arbeit anzuerkennen, hervorzuheben und in's rechte Licht zu stellen; namentlich aber freute ich mich, meine Theilnahme zu bezeugen, wo sich von freisinniger Seite religiöse Tiefe und treuer Eifer für die Angelegenheiten der Kirche kundthat, sowie ich dagegen jeden schroffen und feindseligen Zwiespalt, welcher von gläubiger Seite erhoben werden wollte, so viel als Pflicht und Gewissen es erlaubte, milderte und zurückwies. So kam es, nachdem in den sechziger Jahren die Versammlungen des Kapitels sich auf die statutarischen Sitzungen beschränkten, daß gleichwohl eine Reihe tüchtiger und fleißiger Arbeiten sich ergaben, welche ermunterten und zusammenhielten. Unter den verschiedenen Arbeiten, welche ich dem Kapitel oder dem Pastoralverein vorlegte, nenne ich nur die Abhandlungen über die Pflicht und den Segen der Krankenbesuche und über den Einfluß der Pfarrfrau auf die Gemeinde.

Wenn ich auch nicht von der Art war, daß ein Geist kammeradlicher Zovialität durch mich gefördert worden wäre, so hielt ich dagegen von Anfang an auf amtsbrüderliche Loyalität und Verträglichkeit und litt schiefe und lieblose Urtheile über abwesende Mitglieder nicht.

Zur ganz besondern Freude gereichte mir die Einführung der Geistlichen in die neu angetretenen Pfründen, wozu ich öftere Gelegenheit hatte, indem während meines Dekanates der größere Theil der Pfründen des Kapitels neu besetzt wurde. Ich glaube es verstanden zu haben, bei diesen Anlässen je nach der Eigenthümlichkeit der betreffenden Gemeinde ein Wort der Warnung, des Rathes und der erbaulichen Ermunterung zu sprechen. Dagegen war ich nur drei Mal im Falle, am Grabe von Amtsbündern zu reden. Das erste Mal, bald nach der Wahl zum Vorsteher des Kapitels, als Christian Sulzberger, der ehemalige Schüler und näher stehende Freund, plötzlich in Schlatt dahingerafft wurde, was für mich selbst ein tief eingreifendes Ereignis war. Die beiden andern Fälle betrafen Altersgenossen: Denzler in Weinfelden und Bornhauser in Müllheim. Daß letzterer seit meiner Dekanswahl von den Kapitelsversammlungen sich ferne hielt und zugleich, daß wir in der Synode uns gewöhnlich zu entgegengesetzten Ansichten bekannten, war nicht geeignet, uns zusammenzuführen. Ich besuchte ihn in seiner letzten Krankheit; offenbar machte es ihm Mühe, vor mir in leidendem Zustande zu erscheinen. Ich freute mich, in einem letzten Gruße des merkwürdigen Mannes in Liebe und Freundschaft zu gedenken.

Wie gegen die Einführung der neuen Bearbeitung des zürcherischen Gesangbuches, so hatte ich mich seiner Zeit sehr bestimmt gegen die Annahme des neuen zürcherischen Katechismus verwahrt, da ich von Prof. Alex. Schweizer und Dekan Häfeli in Wädensweil gehört hatte, daß sie diese Bescheerung für die zürcherische Kirche bedauerten. Ich hatte dagegen für die thurgauische Kirche die Revision des alten Zürcher Katechismus vorgeschlagen. Nach Annahme dieses Vorschlages wählte die Synode Steiger und Aepli nebst mir in die mit der Redaktion beauftragte Kommission. Die Arbeit mit den beiden Kollegen, viel gründlicheren Theologen als ich, war eine rechte Freude, indem alle drei einig waren, die evangelische Kirchenlehre mit aller

Schonung und Treue aufrecht zu erhalten, wobei sich eine nur sehr mäßige Abweichung vom Grundtexte ergab. Die Synode war freilich mit einer so konservativen Katechismus-Redaktion nicht zufrieden und fügte uns zum Behufe einer liberalern Bearbeitung Pupikofer und Hasert in Leutmerken bei, dieser ein unendlich geschwätziger und selbstgefälliger Deutscher. Die beiden Opponenten machten uns durch völlig neue Bearbeitungen die Festhaltung unseres Standpunktes nicht schwer, indem wir die werthvollere praktische Brauchbarkeit unserer Redaktion nachweisen konnten. Wir hatten zugleich eine Auswahl der Schriftstücke für den wöchentlichen Religionsunterricht vorzuschlagen, wobei mir die besondere Aufgabe zufiel, die Vorteile der zürcherischen Bibelübersetzung hervorzuheben und die Beibehaltung derselben für den kirchlichen Gebrauch zu befürworten. Nach Wiedereinführung der Gröffnung der Synode mit Gottesdienst und Predigt waren Steiger und Aeppli vorangegangen. Als ich die dritte Synodal-Predigt in Frauenfeld hielt, die ich als eine gelungene ansehen durfte, verließ mich unerwartet zwei Male das Gedächtnis, ohne mich indessen im frischen Vortrage zu stören. Es wurde von Jahr zu Jahr schwerer, Einbrüche in die bisherigen kirchlichen Einrichtungen zu verhüten, oder nöthige Fortschritte anzubahnen. So hatten wir für den wöchentlichen Religionsunterricht vorgeschlagen, statt zwei Jahre ein drittes Jahr für die Vorbereitung auf die Konfirmation zu verwenden, und ich glaube es meinem warmen Fürworte beimesse zu dürfen, daß die Synode mit einer kleinen Minderheit die Nothwendigkeit einer dreijährigen Unterrichtszeit beschloß. Der Große Rath versagte jedoch in harter und unbefugter Weise dem Synodalbeschlusse die Bestätigung. Ebenso gelang es mir, in der Synode einen Antrag zu beseitigen, welcher die Beibehaltung oder Unterlassung der Leichenpredigt dem Gutfinden der Familie des Betreffenden anheimstellen wollte.

In einer Kommission zur Revision der liturg. Kommission mit Steiger, Aeppli und Künzler beantragte Pfarrer Schmid von Frauenfeld, der gewesene Privatdocent in Basel, weitgehende Änderungen; es gelang uns aber, ihn zu belehren und die mit Festgebeten bereicherte Liturgie ziemlich unversehrt bei der Synode durchzubringen. Eine spätere Kommission, gebildet aus den drei weltlichen Mitgliedern des Kirchenrathes, sowie aus Steiger, Aeppli, Pupikofer und mir, hatte nachher über die gottesdienstlichen Einrichtungen zu berichten, wobei wir von neuem einen dreijährigen wöchentlichen Religionsunterricht verlangten und die Beibehaltung der in den Landgemeinden stets stark besuchten und wohlthätig wirkenden Leichenpredigten. Beide Vorschläge wies der Große Rath zurück, den letztern, weil diese Vorschrift mit der gesetzlichen Glaubens- und Gewissensfreiheit in Widerspruch sei. Mein letztes Geschäft als Mitglied der Synode war die Theilnahme an der Ausarbeitung der Vorschläge für die künftige gesetzliche Gestaltung der evangelischen Kirche im Thurgau.

Während meines Aufenthaltes in Gottlieben wurde das Steckborner Kapitel auf eine sehr vortheilhafte Weise umgestaltet und bereichert. Es traten neu in dasselbe ein: Mein Nachbar in Tägerweilen, R. Künzler, J. Adermann in Ermatingen, der gelehrt David Zündel in Wagenhausen, der mit schöner poetischer Begabung ausgerüstete Martin Kloß in Steckborn, und Ferdinand Behnder, zweiter Pfarrer in Diezenhofen. Künzler, ein Zögling der Tübinger Schule, übte durch seine Mäßigung und Besonnenheit, sowie durch sein leidenschaftsloses und treues Wohlmeinen auf seine Gesinnungsgenossen, als deren Haupt er betrachtet werden konnte, einen wohlthätigen und oft vermittelnden Einfluß aus. Er war mir um seines tüchtigen Gehaltes und seiner liebenswürdigen Cordialität willen ein sehr lieber und angenehmer Nachbar, daher wir gegenseitig stets im besten Vernehmen blieben, obgleich ich im Kapitel ihm häufig gegenüber stand. Wir freuten uns, einander gegenseitig auszuhelfen, wobei

ich als der ältere und häufig abwesende dem stets bereitwilligen Nachbar mich gerne dankbar verpflichtet fühlte. Ganz anderer Art als Künzler und daher häufig unter sich zu gegenseitigem Abstoß war Ackermann in Ermatingen. Er trat eine sehr vernachlässigte und der Kirche entfremdete Gemeinde an, mit sehr schwierigen Elementen verschiedener Art. Allein seine Glaubenswärme, sein treuer Eifer und seine unermüdliche Energie gewannen und fesselten bald alle bessern Leute der Gemeinde und füllten die Kirche mit einer andächtigen und glaubensfreudigen Zuhörerschaft; denn es sprach eine unmittelbare, herzgewinnende, überwältigende Macht glaubensfester Veredtsamkeit aus dem tief ergriffenen Manne. Seine schwache Gesundheit hinderte ihn nicht an der unablässigen, aufopfernden Thätigkeit; keine Schwierigkeit und keine Niedrigkeit konnte ihn ermüden. Ich hatte die Ueberzeugung, Ackermann gehöre zu den gewissenhaftesten, wirksamsten und segensreichsten Seelsorgern unsers Kantons. Ich half ihm etwa aus; dagegen wurden die Zusammenkünfte wegen seiner öfters Kränklichkeit und seiner Geschäftslast etwas selten.

Ich verhielt mich bei der Bildung des protest. Hülfsvereins zurückhaltend und ließ mich daher nicht als Vizepräsident wählen, obwohl ich das Verdienstliche dieses Vereins in vollem Maße anerkannte. Dagegen ließ ich es mir ein liebes Anliegen sein, durch eine jährliche Kirchensteuer Beiträge sowohl für diesen Verein als für die Mission beizubringen. Auch hatte ich die Freude, indem ich mit ermunterndem Beispiele vorangieng, bei Subskriptionen für wohlthätige Zwecke in meiner kleinen Gemeinde verhältnismäßig sehr schöne Ergebnisse zu erzielen.

Das Leben in ländlicher Stille und Freiheit sagte mir in hohem Maße zu; namentlich bot das nahe, einst bischöfliche Schloß Gottlieben mit seinem Parke eine willkommene Stätte des Besuches. Besonders der längs dem Rhein sich hinziehende große Garten war für uns ein werthvoller Vergnügungs- und Erholungsort, wo oft zur Lust oder zur Arbeit halbe Tage auf

dem hoch über dem Rhein gelegenen Pavillon zugebracht wurden, welches den Blick über den Unter- und Obersee, über das Hochgebirg und die Berge des Hegaus darbot; wo man zu Füßen im Rhein die Fische spielen sah; wo man zugleich in den Wipfeln der Bäume den Gesang der Waldbögel und am Ufer des Flusses das Geschrei der kreisenden Wasservögel hörte; wo bald die Ruderschläge des Kahn, bald der leise Zug des Segelschiffes und wieder das Brausen des Dampfers sich bemerklich machten. Das Pfarrhaus Gottlieben war daher für liebe Angehörige und Freunde ein gerne und vielbesuchter Ort, so unscheinbar und alt dasselbe aussah. In den letzten Jahren hielt sich der spätere Besitzer, Graf Beroldingen, über die Sommermonate im Schloß Gottlieben auf. Beroldingen, aus Uri stammend, württembergischer Generallieutenant, gewesener Gesandter in Petersburg und London, Minister, hatte in der Jugend den russischen Feldzug mitgemacht; er war durch seine Frau, eine Gräfin Larisch aus österreichisch Schlesien, der reichste württembergische Standesherr und bildete das erste vornehme Haus in Stuttgart, um so anziehender, da Mann und Frau ein ausgezeichnet schönes Paar gewesen waren. Die Schwester der letztern, ein wahres Muster einer vornehmen Frau, war mit einem Enkel des Feldmarschalls Blücher verheirathet. Sie war begabter und gebildeter als ihre Schwester, zeichnete sich durch edle Schlichtheit aus und machte sich die manigfältigste Bemühung für das Volk und ihre Untergebenen zur Lebensaufgabe. Sowohl der Graf als seine Frau gaben sich Mühe, gegen uns freundlich zu sein; letztere lud uns öfter ein, nachdem sie gesehen, daß wir ihren strengen Katholizismus zu ehrenwüßten. Sehr werthvoll war uns die gemüthliche, ehrliche und offene Gesellschaftsdame Mathilde von Buttler.

Wenn schon meine Studien mich in immer nähere Gemeinschaft mit Zürich gebracht hatten, so wurde die Verbindung noch reicher und erfreulicher durch die verwandtschaftlichen Verhältnisse meiner Gattin. Ihre Mutter war die Tochter des Arztes und

Professors Schinz, deren sechs Schwestern wieder mancherlei angenehme Anknüpfungen mit sich brachten. Werth war uns die älteste derselben, die gemüthliche, lebhafte, energische Frau Hofmeister. Während der jüngere, schwerhörige Sohn an der Spitze der Centralverwaltung der Stadt Zürich eine Stelle bekleidete, mit welcher großes Vertrauen verbunden war, hatte der ältere, Diethelm Hofmeister, in der umfangreichen Organisation der evangelischen Gesellschaft sich eine Thätigkeit geschaffen, wie sie einem Privatmannen nicht schöner und segensreicher zu Theil werden kann. Hofmeister, gründlich, umsichtig, besonnen, von großem praktischem und organisatorischem Talent, namentlich aber getragen von reiner, demüthiger und liebenvoller Frömmigkeit, war die Seele und der leitende und zusammenhaltende Geist der evangelischen Gesellschaft. Denn über den neu gebildeten Anstalten wurde keine der ältern vergessen, sondern die eine stützte und kräftigte die andere, da sämmtliche Liebeswerke aus dem gleichen Geiste hervorgegangen waren. Was all diesen Instituten das Vertrauen und die Weihe gab, war der freie und hülfreiche Sinn, womit Hofmeister den einzelnen lebte und mit Rath und That je nach den Umständen das Rechte zu finden wußte. Die Tiefe und Tüchtigkeit seines Glaubens bewahrte ihn vor dem Ueberschwang frommer Worte, wodurch die Geistlichen sich so leicht eine Blöße geben, daher er denn auch den zudringlichen Angriffen der Neologen mit dem schlichten Gewicht der Thatsachen entgegentreten konnte. Die Bescheidenheit, womit er bei seiner bestimmenden Thätigkeit sich dennoch stets in einer untergeordneten Stellung hielt, war zu den andern Eigenschaften ein unterstützender Beitrag zur Empfehlung seiner Bestrebungen, daher denn ein steigendes Vertrauen zum Geist, welcher die Anstalten der evangelischen Gesellschaft regierte, Hände und Herzen in immer weitern Kreisen, und zwar nicht nur bei den Gesinnungsgenossen öffnete. Ich schätzte mich glücklich, im engen Verhältnisse zu dem Manne zu stehen, dessen Umgang so anziehend und wohlthuend

war; namentlich freute mich auch der öftere Briefwechsel, indem das geschriebene Wort immer so klar und präzis war wie die immer gleichen, ungesucht zierlichen Schriftzüge.

Hofmeisters Schwester, Frau Henriette Pestalozzi, war mit meiner Frau von Jugend an durch das innigste Freundschaftsband verbunden und befand sich in Verhältnissen, durch welche sie mit den Bestrebungen ihres Bruders Hand in Hand gehen konnte. Denn ihr Gatte, Konrad Pestalozzi, Präsident des kaufmännischen Direktoriums von Zürich, war einer der ersten Kaufleute seiner Vaterstadt, ausgezeichnet durch allgemeine Bildung und Kunstsinn, durch Humanität und christliche Wohlthätigkeit. Nur im Verein mit diesem ebenso großherzigen als unternehmenden Schwager war Hofmeistern die Erreichung so bedeutender Unternehmungen möglich. Ich habe kaum einen andern Mann gekannt, welcher so unermüdlich thätig war wie Pestalozzi, daher er auch sagte, er gelte für einen glücklichen Kaufmann, doch Coups seien ihm nie geglückt; was er erworben, habe er allein durch Fleiß und Sorgfalt errungen. Er war gemüthlich, lebhaft, energisch und daher bisweilen stürmisch aufbrausend, aber wieder von friedlichster Gutmüthigkeit, dabei von schöner poetischer Begabung, wodurch er namentlich bei Festen in engem und weiterm Kreis erfreute. Mit dieser Kraft der Gemüthserhebung war er denn auch ein freudiger und seelenvoller Vater. Die Pestalozzi'sche Villa Schönbühl war uns eine angenehme und stets offene Herberge mit erfreulicher Aufforderung zu Herzensaustausch und mir namentlich für meine literarischen Arbeiten in Benutzung der Stadtbibliothek förderlich. Die gleiche Umsicht, Sorgfalt und Energie, womit Pestalozzi seine merkantilischen Geschäfte betrieb, trug er auch auf die manigfaltigen humanen und christlichen Bestrebungen über, welche er unmittelbar in's Leben gerufen, oder wofür er nie ohne lebhafte Theilnahme von anderer Seite in Anspruch genommen wurde. Die Gediegenheit seiner Gesinnung legte er namentlich in dem mehrjährigen Leiden

an den Tag, welches seine Kraft allmälig brach, allein seine heitere Ruhe und den freudigen Glauben nicht zu erschüttern vermochte. Ein Zeuge dessen ist das weit verbreitete „Kreuzbüchlein“, ein poetischer Trost im Leiden, wodurch er sich selbst und andere aufrichten und erheben wollte.

Auch die Umgebungen der übrigen Tanten meiner Frau waren für uns sehr anziehend und heimatisch, namentlich die heitere und humoristische Frau von Salis, das liebe Haus von Dr. Hirzel, Schinz und seiner vortrefflichen Tochter Anna; selbst die verwachsene und epileptische Tante Luise war uns in ihrem unentwegten Seelenfrieden ein sehr werthes Familienglied.

Unter den alten Studienfreunden in Zürich war mir der liebenswürdige, heitere Meyer-Ochsner, welcher mich in Gottlieben sowohl wie früher in Frauenfeld regelmäfig besuchte, besonders vertraut. Sein schön gelegenes Haus im Berg, unmittelbar unter dem Polytechnikum, war eine vielbesuchte Stätte angenehmer Geselligkeit; denn sein offenes, kordiales Wesen machte ihn in den weitesten Kreisen beliebt. Indem er mir das Zimmer öffnete, welches ihm auf der Wasserkirche für die Schätze der Numismatik eingeräumt war, konnte ich ausnahmsweise vor andern Benutzern der Bibliothek mich den ganzen Tag darin aufhalten und mich an den reichen Schätzen der Wissenschaft erfreuen. — Große freundschaftliche Theilnahme bezeugte mir ferner der seine, anmuthige Salomon Vögelin, dessen Vater mir schon wohlwollende Aufmerksamkeit geschenkt hatte, weil dieser, in seiner Jugend Vikar im Thurgau, mit großer Vorliebe für die Thurgauer erfüllt worden*). — Ferdinand Keller, der bekannte Gründer der antiquarischen Gesellschaft und der geschickte Leiter ihrer Arbeiten, verband bei aller Schlichtheit der Erscheinung und wohl gerade darum um so mehr das große Talent, die verschiedensten Kräfte für sich zu gewinnen und zu

*) Sal. Vögelin, der Vater des noch lebenden gleichnamigen Professors in Zürich.

gemeinsamer Thätigkeit herbeizuziehen. Obgleich es mir nicht möglich war, von ihm mir vorgeschlagene Aufgaben auszuführen und ich meinen eigenen Weg in der Bestimmung meiner Thätigkeit gieng, war das Vernehmen stets ein sehr freundliches, und er bezeigte sich stets sehr entgegenkommend und gefällig. — Eine besonders anziehende Persönlichkeit war mir Alexander Schweizer, welcher im tête-à-tête außerordentlich einfach, offen, humoristisch war, und als er später reich wurde, ebenso schlicht und bescheiden blieb wie zuvor. Er schenkte meiner Thätigkeit stets die größte Aufmerksamkeit und Ermunterung, und ihm verdankte ich, auf einen leise ausgesprochenen Wunsch, die Aufnahme in das Zürcherische Ministerium, obgleich er meine abweichende theologische Ansicht und Richtung gar wohl kannte; denn er ertrug meine bisweilen Aussstellungen und Einwendungen mit unbefangener Liberalität. — Sehr angenehm war der Verkehr mit Georg von Wyß, dem vieljährigen, taktvollen Präsidenten der historischen Gesellschaft der Schweiz, gelehrt, gesellschaftlich, rücksichtsvoll, ein vortrefflicher Erzähler, welcher seine Familien-Antecedentien nicht vergessen konnte, und doch bisweilen auf liberale Bahnen sich hinauswagte, welcher voll der edelsten Gesinnung war und ferne von schroffer Einseitigkeit, gleichwohl aber nie zu einer unbefangenen Anerkennung gelangen konnte, so sehr ihm Beileiligung an der Politik und Administration seines Kantons am Herzen lag. Er war wohl in der Schweizergeschichte am gründlichsten bewandert, und doch hatte er nicht den unbefangenen Muth des Urtheils, um mit der Ausführung irgend einer Periode des ihm vertrauten schweizerischen Staatslebens hervorzutreten. Die kleineren Arbeiten waren ebenso gründlich als elegant. Dagegen war er mit Rath und Aushülfe für die Arbeiten anderer von liebenswürdiger Hingebung. — Mit jener verdienstvollen Hingebung, welche ausschließlich der Aufgabe lebt, besorgte Jakob Horner, der Sohn des Inspektors, meines einstigen Lehrers, die Stadtbibliothek und war mir

daher ein ganz unschätzbarer Mann. — Außer diesen nähern Verbindungen hatte ich in Zürich eine beträchtliche Zahl von Freunden und Bekannten, so daß mir der Aufenthalt daselbst stets außerordentlich reich, anregend und erfreulich war. Während das Haus Pestalozzi, auch nach dem Tode des edeln Freundes, bei der uns so werthen und eng verbundenen Wittwe mir eine liebe Heimat gewährte, ward ich für meine Arbeiten auf's freiste und ermunterndste gefördert. Namentlich bot mir das mit allen wissenschaftlichen Mitteln im ausgedehntesten Umfange versehene Lesekabinet die ausgiebigste Orientierung auf dem Gebiete der Literatur und Kunst und ergänzte so die Beschränkungen, welche sonst ein einfaches Landleben mit sich bringen mußte.

Zum freien Blick in's Leben gehört freilich die Kenntnis eines weitern Kreises als desjenigen der Heimat und ihrer Umgebung. Daher gehörten mir Reisen, wie es meine Verhältnisse erlaubten, als nothwendige Zuthaten zu Leben und Bildung. Darum sollte auch bei meiner zweiten Verheirathung dem häuslichen Leben eine Hochzeitreise vorangehen, welche jedoch durch Unwohlsein der Gattin verhindert wurde. Im J. 1852 waren wir jedoch im Falle, dieselbe nachthun zu können. Da meine Begleiterin für Kunst und Alterthum Sinn und Interesse hatte, so wurden die Städte des Bayerlandes zum Ziele ausersehen. Nachdem wir uns in dem schön gelegenen Kempten und dem stattlichen Augsburg erfreut, folgte ein neuntägiger Aufenthalt in München, wo die Schätze der alten Pinakothek den Mittelpunkt bildeten, welcher immer wieder anzog; daneben Schnorr's Nibelungen-Säale und die Götter- und Helden-Scenen von Cornelius in der Glyptothek; die Miniaturen der Bibliothek und die Schatzkammer der alten Residenz. Die neuen Kirchen Münchens ersezen freilich den Mangel eines bedeutenden Baues aus der alten Zeit nicht, daher die Frauenkirche immer die merkwürdigste der dortigen Kirchen bleibt. Noch größere Freude als alle die neuern Herrlichkeiten Münchens gewährten die alten Kirchen von Freising, Moosburg

und Landshut in ihrem manigfältigen Reichthum. Die höchste Befriedigung gaben jedoch der Dom und das Schottenkloster von Regensburg nebst der nahen Walhalla, all der Reichthum von Nürnberg und der herrliche Dom von Bamberg, und der Schluß mit dem schönen Münster von Ulm. — Von Pestalozzi eingeladen, wiederholte ich im Jahre 1856 mit ihm und seiner Frau die Münchener Reise, hauptsächlich an den Schätzen der alten Pinakothek mich erfreuend. Ich sah den alten Schmeller noch in all seiner Liebenswürdigkeit, welcher nach zehn Tagen starb; öfters sah ich Bluntschli, damals Privatsekretär des Königs; die schweizerischen Künstler: die Maler Boßhart und Steffan und die Kupferstecher Merz und Gonzenbach. Am Dreifaltigkeits-Sonntag freute ich mich nach einer protestantischen und einer ultramontanen Predigt der viel ausgezeichneten Westenrieders. Ein eigenthümliches Schauspiel war das malerische Gepränge des Fronleichnamsfestes, wobei alle Welt eine fröhliche Zerstreutheit zur Schau trug. Diesmal sah ich auch Schmphenburg und den Starenberger-See.

Meine Frau hatte an den Gegenständen der Kunst so viel Freude und glückliches Verständnis an den Tag gelegt, daß wir solch einen höhern Genuß zu wiederholen suchten; wir hatten daher Ende der fünfziger Jahre den Paß nach Frankreich und Belgien schon in der Hand; allein wegen ihrer fort dauernden Angegriffenheit sollte leider ein solcher Plan nicht mehr zur Ausführung kommen. Ich entschloß mich daher im Jahre 1860 allein zu einer Reise durch die Rheinlande und Belgien. Mein Hauptaugenmerk waren auch diesmal die Kirchen. Am Rhein gieng mir jetzt erst das rechte Verständnis für die Kirchenbauten romanischen Styles auf, daher mir die große Zahl der manigfaltigen ältern Kirchen Kölns in ihrer ruhigen Schönheit noch mehr Genuß gewährte als der kühne Reichthum des Domes, daher auch der Dom in Aachen, eine glänzende Vereinigung des romanischen und des gothischen Styles, so mächtig anzieht. —

Belgien ist namentlich für den Schweizer vom höchsten Interesse. Während in der Schweiz alles das Gepräge der Kleinheit, Bescheidenheit, Ländlichkeit trägt; während alle ältern Gebäude mit wenigen Ausnahmen eine gewisse häusliche Beschränktheit und wieder eine heimliche Verborgenheit an den Tag legen: zeigt sich Belgien in seinen Architekturen der alten wie der neuen Zeit als ein Land des großen Weltverkehrs; daher die kolossalen Fabriken und die stolzen Landhäuser der industriellen Könige, daher bei aller Einförmigkeit der Ebenen von Flandern und Brabant die Großartigkeit und der Reichthum sowohl in der Landschaft und ihrer Kultur als in den glänzenden Städten und den städtegleichen Flecken. Wie die innere Schweiz die schönsten Dorfkirchen der Welt aufweist, so sind die belgischen Städte vorzugsweise Kirchenstädte; denn wenn auch die belgischen Kirchen an architektonischer Manigfaltigkeit denjenigen Kölns nicht gleichkommen, so ist doch kein anderes Land, welches durchweg eine so große Zahl reicher und imposanter Kirchen aufweist wie die Städte Belgiens. Da die Blüthezeit der Niederlande in das spätere Mittelalter fällt, so kommt daselbst nicht jener Reichthum der romanischen und frühgotischen Kirchen vor wie in Deutschland; allein es sind dieselben mit allen kunsttreichen Mitteln der Spätgotik nur um so malerischer und brillanter. Brügge, Gent und Antwerpen üben in ihrer alten Herrlichkeit einen Zauber aus wie nur wenige deutsche Städte. Wenn Nürnberg an genialer und tiefer Gemüthlichkeit, als Ausprägung des deutschen Wesens, noch eigenthümlicher und ansprechender ist, so hat sich dagegen dort die spanisch-burgundische Grandezza mit niederländischer Behäbigkeit und Heiterkeit auf's ansprechendste verbunden. Zu diesem heitern Luxus der Architektur paßt vortrefflich die lebenswahre, heitere und prächtige Malerei der Niederländer; namentlich lernt man Rubens in seiner Heimat, welche ihn inspirierte und erzog, schätzen, besonders in seinen seelenvollen Heiligenbildern der Kirche St. Jean zu Mecheln und in seinen

Kirchen- und Gallerie-Bildern zu Antwerpen. Der Reichthum der Niederlande förderte namentlich auch Entwicklung der Renaissance in den öffentlichen und Privatgebäuden, daher kaum etwas so überraschend Vornehmes und ansprechend Grandioses gesehen werden kann als die place royale zu Brüssel mit dem gothischen Rathaus und der reichen Renaissance-Architektur der übrigen Gebäude.

Ergreifender und überwältigender als alle Werke der Kunst ist das unübersehbare Weltmeer. Nichts liegt näher als der Vergleich des Meeres mit unsren Alpen, die Stille, die unvergleichliche Größe, die einsame unbesiegbare Macht. Das zunächst Fesselnde ist das helle, heitere, zarte Meergrün, unendlich anziehender und weicher als alle Farben-Müancen unserer Schweizerseen, namentlich im Sonnenglanz. Ich war so glücklich, im Hôtel royal zu Ostende mit dem Blick auf das Meer dieses im glänzenden Sonnenschein und nachher im tobenden Sturme zu sehen. Unbeschreiblich anziehend, das Gemüth auf's tiefste anfassend sind die regelmäßigen Wellenschläge, zwei kleinere Wogenlinien und dann die höhere, verstärkte dritte; es ist ein lebendiges, regelmäßiges Aufathmen eines lebendigen Organismus; es ist die erhabene Musik der in einfachen, verständlichen Tönen sprechenden Schöpfung. Dieses unendliche Leben des Meeres, diese regelmäßige Harmonie seiner Bewegungen im Wellenschlag sowohl als in Ebbe und Fluth geht noch tiefer zu Herzen als die starre, unbewegliche Erhabenheit der Gebirgswelt, und noch unendlich kühner, heldenhafter ist der Kampf mit den Abgründen des schwankenden Elementes von Seite des Schiffes als die verwegenen Gänge des Hirten und Jägers. Nachdem ich das Meer gesehen, hatte mein lieber Bodensee viel von seinem Zauber verloren; seine Farben waren viel schwerer, seine Bewegungen so kleinlich und umgefüge.

Hoch erfreulich war die Rückreise gegen Süden durch Namür und Luxemburg durch das eigenthümliche und manigfaltige

Land rother Erde. Diese Linie zeigte noch den zierlichen und reichen Bau der gothischen Kathedrale von Meß und den romanischen Kaiser-Dom von Speier. In sehr angenehmer Erinnerung bleibt mir das belgische Volk, bei dem offenbar eine Nachwirkung der alten freien Verfassungsverhältnisse sich fand thut. Während in Rheinpreußen eine laute, prahlerische Ueberhebung, eine trockige Präzigkeit sich breit macht, zeigt der Belgier eine bescheidene, stille, gemüthliche Ruhe und Anständigkeit. Um des Volkes willen fuhr ich meistens dritter Klasse und hatte an dem anständigen und gesitteten Wesen der Leute eine große Freude. An Sonn- und Werktagen waren die Kirchen ungewöhnlich zahlreich besucht und zwar vom niedern Volke gleichmäßig wie von den höhern Klassen. Auch machten die Geistlichen mehr als in jedem andern katholischen Lande den Eindruck der Würde und der Bildung.

Die Sehnsucht, Italien zu sehen, sollte keine Befriedigung finden. Ich wollte eine so weite und länger dauernde Reise nicht allein unternehmen. Eine Vereinbarung mit Benker hatte keine Folge, weil er, der es besser gekonnt hätte als ich, ökonomische Bedenken trug. Als ich im Jahre 1861 zur Alliance évangélique nach Genf gieng, versah ich mich mit den erforderlichen Mitteln, weil ich unter den Anwesenden solche zu finden hoffte, mit denen ich eine Reise nach Italien ausführen könnte. Allein ansprechende Königsberger, mit denen ich auf angenehme Weise zusammentraf, kamen eben von dort zurück; andere, welche hinzugehen im Begriffe waren, sprachen mich nicht an. Der Gedanke, mit meiner lieben Frau hinzukommen, mußte aufgegeben werden, weil die Anstrengung für sie zu groß gewesen wäre.

Wenn uns größere gemeinsame Reisen nicht gelingen wollten, so freuten wir uns dagegen in hohem Maße kleinerer Ausflüge in der Schweiz. Im Jahre 1861 giengs nach Bern und Basel. In Bern freute ich mich sehr der persönlichen Bekanntschaft mit Ludwig Lauterburg, mit dem ich schon einige Zeit in brieflicher Verbindung gestanden. Er ist ein feiner, milder, wohl-

wollender und gemüthvoller Mann, hochverdient um die Geschichtsforschung seines Heimatkantons. Bei ihm lernte ich den Theologen Güder kennen, mit welchem ich später in den Zwingli-Studien zusammentraf. Nach einem angenehmen Aufenthalte bei der lieben und musterhaften Familie Öri im Pfarrhause Laufen wurde im Hause von Frau Riggenbach, der Mutter des Professors der Theologie in Basel, eingekehrt, der mütterlichen Freundin meiner Frau, mit welcher sie bis zu deren Tode in lebhafter Korrespondenz stand. Die kurz vorher erschienene „Literatur der Schweiz im achtzehnten Jahrhundert“ bereitete mir überall die beste Aufnahme, namentlich bei Wackernagel, Hagenbach und Jakob Burkhardt, sowie ich mich des erneuten Umgangs mit Andreas Heusler freute, den ich in Paris einst häufig gesehen, und mit dem emsigen, ehrenfesten Fechter. Mit ganz besonderm Interesse studierte ich im Museum die Gemälde Holbeins und Manuels, und zur genauen Besichtigung des herrlichen Münsters kam das zufällige Glück, in demselben die Aufführung der Johannes-Passion von Bach zu hören, welche hauptsächlich durch das musikalische Interesse der Familie Riggenbach ermöglicht worden. Ein Abstecher nach Freiburg machte mich mit dem dortigen Münster bekannt.

Die schwankende Gesundheit meiner Frau machte für sie eine fast jährlich wiederkehrende Kur notwendig. Vom Jahre 1864 an machte das zunehmende Alter auch für mich eine Sommererfrischung räthlich, und so hatten wir den Gewinn, in der belebten Welt vereint uns zu freuen. Der erste gemeinsame Ausflug geschah nach Wildhaus, weil ich mit Land und Volk der Geburtsstätte Zwinglis bekannt werden wollte, nicht achtend die damalige noch höchst primitive Bewirthung und Umgebung. Zum Schlusse wurde ein Besuch in Chur gemacht und mit besonderm Interesse die alten Schäze der Hofkirche beschaut, die darum so unversehrt erhalten worden, weil das Hochstift zu arm war, um dieselben wie anderswo umschaffen und modernisieren

zu lassen. Mit unendlicher Befriedigung wurde darauf das an Schönheiten so reiche Bündner Oberland bis Disentis bereist. Im Jahre 1865 wurde vor dem Besuch von Seewis die Reise nach dem Genfersee angetreten, welchen ich 1861 nach fast vierzig Jahren wiedergesehen hatte, indem ich bei jener Gelegenheit das Wallis hinauf bis Sitten fuhr, den alten Kirchenschatz von St. Moriz besuchte und längs dem herrlichen Gestade des Genfersees auf der Savoyer Seite hinabfuhr. Bei dieser Gelegenheit wurde mit besonderm Interesse die Entwicklung der Frühgotik in den Kathedralen von Neuenburg, Genf und Lausanne näher in's Auge gefaßt. Bei der zweiten gemeinsamen Reise kam noch die Besichtigung des Freiburger Münsters hinzu. See und Hochgebirge zeigten sich im vollsten Glanze und gewährten der lieben Begleiterin das ganze Entzücken des ersten, neuen Anblicks. Das Jahr 1866 führte uns in das von mehrern früheren Besuchen her schon bekannte Stuttgart, wo ich namentlich beim Historiker Stälin die wohlwollendste Aufnahme fand und auf der Silbergburg mich an der heitern Schwabenart aufs herzlichste freute.

Der zweimalige Aufenthalt in Seewis, der Wohn- und Grabstätte des lieblichen Dichters Gaudenz von Salis, auf der Höhe des Prättigaus, mit rauher Umgebung, aber geschützt und von prächtiger Vegetation, mit den nahen Trümmern von Solavers und dem Dorfe Grüsch, mit dem hübschen Spaziergang nach Täder, von wo sich der Blick weithin über das Rheintal und nach Chur aufthut, brachte auch gesellschaftlich manchen Gewinn, namentlich in der ausgezeichneten Entelin Isaak Hselins, Adele. — Mehrmals waren wir in Seelisberg am Bierwaldstättersee oberhalb des Rüttlis, wohl des schönsten Punktes unserer schönen und reichen Schweiz für eine Erholung, mit den manigfältigsten Gelegenheiten zu Ausflügen, namentlich nach dem alten Schloßchen Beroldingen. Unter der zahlreichen Gesellschaft waren uns die Basler immer die angenehmsten.

Ich durfte mich ohne Bedenken des Jahres mehrmals von meiner kleinen Gemeinde entfernen, weil die Geschäfte während meiner Abwesenheit leicht und gerne von meinem Nachbar Künzler versehen werden konnten, und weil selbst die Kinderlehre nicht eingestellt werden mußte, da in solchen Fällen die Jugend beider Gemeinden zusammengezogen werden konnte. Auch mit dem besten Willen wäre es nicht möglich gewesen, alle Kraft und Zeit auf die kleine Gemeinde zu verwenden. Anfangs hielt ich mehrere Jahre Abendvorträge, in welchen ich Bibelerklärung oder Kirchengeschichte behandelte; allein der zuerst zahlreiche Besuch verminderte sich allmälig im Laufe des Winters, bis nur noch wenige blieben, so daß sich ein solider Kern nicht ergeben wollte. Daher erklärte ich meine Bereitwilligkeit, weiter in Mittheilungen im engern Kreise fortzufahren, wofern sich von mehrern Seiten ein ausgesprochener Wunsch geltend mache. Die Leute aber schwiegen. In einer größern Gemeinde hätte ich nicht nachgelassen, bis ich ein empfängliches Häuflein um mich hätte sammeln können; so aber fehlten die erforderlichen Elemente. Meine Frau versammelte am Sonntag Abend manches Jahr die größern Mädchen um sich, indem sie sich mit denselben durch Gesang, Lesen und Erzählen beschäftigte, bis zunehmendes Unwohlsein sie an der Fortsetzung hinderte. Dagegen gründete und erhielt sie einen Arbeitsverein, zunächst zum Besten der Armen und dann auch, um auf die bessern Frauenzimmer einen anregenden Einfluß auszuüben.

Die thurgauische gemeinnützige Gesellschaft war der anregende Mittel- und Ausgangspunkt für die Kulturbestrebungen im Thurgau, von der die gedeihlichsten Anstalten unsers Kantons zuerst an die Hand genommen wurden, wie die Kantonsschule, die Sparkasse, die Hypothekenbank, das Kantonsspital, die landwirthschaftliche Schule, die Armenschule Bernrain &c. Ich be-thätiigte mich daher in derselben mit Eifer und Hingebung und war häufiges Mitglied der Direktionskommission und einmal unter

Hirzels und ein zweites Mal unter Kerns Präsidentschaft erster Aukuar. Ich besuchte daher auch wiederholt als thurgauischer Abgeordneter die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, für welche ich viele Jahre Korrespondent für den Thurgau war. Pupikofer war jedoch im Kreise der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft der viel thätigere und einflußreichere und blieb allen ihren Bestrebungen und Wandlungen unverändert zugethan. Unsere Kantonal-Gesellschaft war nebst derjenigen von Basel die einzige, welche sich in den Stürmen der dreißiger Jahre ungestört und ohne Unterbruch aufrecht erhalten hatte. Es trat freilich nach dem Rücktritt von Freienmuth und Hirzel eine gewisse Erschlaffung ein, und mich nahmen allmälig meine literarischen Arbeiten in höherm Maße in Anspruch; doch war es mir ein herzliches Anliegen, mich bei der ersten thurgauischen Industrie-Ausstellung im Jahre 1850 lebhaft zu betheiligen, um so mehr, da ich selbst aus einem Handwerkerhaus hervorgegangen war und dem Handwerk mein Emporkommen zu verdanken hatte. Ich wirkte namentlich für eine nicht übertriebene und gerechte Preisvertheilung und verfaßte den weitläufigen gedruckten Bericht. Mitte der fünfziger Jahre wurde ich abwesend zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt. Mir gelang während der dreijährigen Geschäftsführung die zwar schon früher angeregte, aber manches Jahr verschobene Gründung des „Schuhaufsichtsvereins für entlassene Sträflinge“, die Statistik und Förderung der Frauenvereine zum Besten der Armen und die Berichterstattung über die Gemeinde-Bibliotheken und die Unterstützung derselben durch Geld und Bücher. Es fehlte jedoch im Kreise der Gesellschaft so sehr an geistiger Regsamkeit und tieferer herzlicher Betätigung, daß ich mir seither eine Wiederwahl auf's bestimmteste verbat.

Dagegen war ich mit ganzer Seele der Förderung unserer Armenschule zugethan, welche im Jahre 1845 auf dem dreiviertel Stunden entfernten, schön gelegenen Bernrain gegründet worden war. Wir hatten dieselbe anfangs in die Nähe von Frauen-

feld zu ziehen gewünscht und fanden dafür eine wohl geeignete Lokalität; wir standen aber vom Wunsche ab, weil ich Kern begreiflich machte, daß man uns die Zuweisung der Anstalt als eine Kunst anrechnen würde, welche der Versezung der Kantonschule nach Frauenfeld Eintrag thun könnte, und weil man Frauenfeld und seiner Umgebung die künftige Alimentation der Anstalt anheimstellen würde, ohne daß man auf allgemeine Unterstützung zu rechnen hätte. Die Gründung der Anstalt mitten in einem Ort mit einer weniger soliden katholischen Bevölkerung und in der Nähe von Konstanz konnte ernste Bedenken erregen; allein man legte Werth darauf, die Anstalt in Wehrlis Nähe und unter seine unmittelbare Aufsicht zu bringen, und die Familie Scherer auf Rastel anerbte das Anstaltsgut unter sehr günstigen Bedingungen. Allein kurz nach der Entstehung erkrankte Wehrli und verließ darauf das Seminar in Kreuzlingen, und so konnten sich die Hoffnungen auf seine Obhut nicht erfüllen. Allein in der Hauptsache war man glücklich: die Hauseltern Bizegger, sowohl Mann als Frau, und letztere in vorzüglichem Grade, vereinigten die Eigenschaften in sich, welche für eine so aufopfernde Aufgabe erforderlich sind. Doch die Obliegenheiten der Hauseltern sind so manigfaltig, ihre Wachsamkeit und Sorgfalt bedarf so sehr der Nachhülfe und Ermunterung, daß hier, wie in jeder andern Angelegenheit, eine Oberleitung und Kontrolle nöthig ist. Um ein Urtheil über die Aufgabe der Armenschule zu haben, machte ich mich mit Wicherns fliegenden Blättern aus dem rauhen Hause bekannt, welche in dieser Beziehung die bedeutendsten Erfahrungen und Rathschläge an die Hand gaben; ich besuchte eine Reihe schweizerischer Armenschulen; namentlich aber benützte ich die gründliche und umfassende Einsicht Diethelm Hofmeisters, des Präsidenten der Armenschule in der Bächtelen. So ausgerüstet durfte ich mir dem bisherigen Gehenlassen unserer Anstalt gegenüber schon ein Urtheil und daraus hervorgehende Wünsche erlauben. Und da diejenigen Mitglieder des Komite's,

welche sich für die Anstalt am meisten interessierten, sowie die öffentliche Meinung meine Ansichten theilten, so wurde mir im Jahre 1862 das Präsidium der Aufsichtskommission übertragen. Der häufige und regelmässige Besuch der Anstalt war mir ein herzliches Anliegen; ich lernte dadurch unsere Armenschule nicht nur von allen Seiten kennen, sondern ich wurde mit den einzelnen Zöglingen vertraut und bemühte mich, denselben freundliche Theilnahme zu bezeugen. Eine treue und gewissenhafte Stütze hatte ich an dem vieljährigen Quästor, Pfarrer Diethelm von Weinfelden, dessen Einsicht und Unermüdlichkeit die Anstalt ungemein viel verdanckt. Sehr zuträglich war namentlich auch Schätzmann, der Direktor der landwirthschaftlichen Schule, welchen ich für die Aufsichtskommission gewann, und welcher mit praktischem Blicke jeweilen schnell das Rechte traf. Meine Wanderungen nach und von Bernrain waren mir stets unendlich angenehm und genussreich; denn außer der nächsten Aufgabe bot schon der Weg nach der schön gelegenen Höhe stets neuen Reiz; der Lage nach gehört Bernrain zu den vorzüglichsten Lokalitäten der schweizerischen Armenschulen, und die schönen Baumgärten boten ein sehr vorzügliches und gesuchtes Obst, daher sich auch die erwünschtes Gelegenheit zeigte, sich um die laufenden Preise ein ausgewähltes Obst und einen auf's beste bereiteten Most zu verschaffen. Es gelang mir im Laufe der Zeit, mehrere vortheilhafte Änderungen und Verbesserungen einzuführen. Die meisten schweizerischen Armenschulen haben die Bildung einer Haushaltung, einer Familie von Eltern und Kindern zum Ziel und beherbergen daher mit gutem Erfolge beide Geschlechter; und wo diese Einrichtung besteht, will man sich die daraus hervorgehenden Vortheile nicht mehr nehmen lassen. Ich drang daher lange umsonst auf die Aufnahme von Mädchen, indem namentlich die wohlerzogenen Kinder der Hausestern die Vereinigung zu begünstigen schienen. Allein die Eltern selbst widerstrebten aus allen Kräften, bis ich einen Versuch durchsetzte, welcher so günstig ausfiel, daß

die Aufnahme beider Geschlechter als Grundsatz aufgestellt wurde und die Eltern selbst einen Werth darauf setzten. Lange Jahre war der Anstalt ein Gehülfen beigegeben, welcher noch jung und unerfahren, in der Schule wenig und in der Landwirthschaft nichts leistete. Da der Hausvater von den Schulfächern zu viel auf den Gehülfen abstelle, so gereichten diese schnell wechselnden jungen Leute sowohl der Schule als der Landwirthschaft zum Nachtheil, und so gelang es mir endlich, den Lehrgehülfen durch einen Güterknecht zu ersetzen. Da wir so glücklich waren, einen sehr tüchtigen jungen Menschen aus einer bessern Klasse zu gewinnen, so war der Gewinn für die Landwirthschaft sehr entschieden; zugleich aber führte unser geregelte Knecht auch einen guten Einfluß auf die Zöglinge aus. Und nicht weniger gewann die Schule, nachdem nun der Hausvater genöthigt war, die Schulfächer allein zu besorgen. Da das steigende Vertrauen im Publikum auch wieder eine beträchtliche Vermehrung der Vermächtnisse und Geschenke veranlaßte, so konnte man statt der gar geringen Kleidungsstoffe für die Zöglinge denselben bessere und haltbarere Kleider zukommen lassen; namentlich aber führte ich den Weihnachtsbaum ein, wodurch den Zöglingen eine große Freude und Ermunterung verschafft werden konnte. Ich war gewöhnlich am Festabend gegenwärtig und erhöhte die Feier durch eine Ansprache. Wenn ich im Hause eine genauere Kontrole einführte und mit Diethelm beflissen war, eine wachsame Sorgfalt und Sparsamkeit im Einzelnen und Kleinen eintreten zu lassen, so sollten dagegen die Hauseltern erfahren, daß man sie nicht nur einengen wolle, sondern daß man auch für ihre Förderung bedacht war. Demnach verschaffte ich dem Hausvater die den übrigen Lehrern des Kantons zukommende Alterszulage; namentlich aber benutzte ich die vermehrten Einnahmen der Anstalt, um auch der Hausmutter als der Arbeitslehrerin ein Einkommen zuzuwenden, während ich mich stets dem wiederholt auftauchenden Vorschlage widersezte, den Hauseltern ein Kostgeld wenigstens

für einen Theil der beträchtlich anwachsenden Familie anzurechnen, indem ich geltend machte, daß die immer wieder nachwachsenden wohlerzogenen Kinder der Hauseltern auf die Zöglinge einen wohlthätigen Einfluß ausüben und daher der Anstalt selbst zum Segen gereichen. Es war bisher ein spürbarer Nachtheil, daß die Zöglinge zu wenig beschäftigt gewesen, indem der frühere Güterbesitz keine ausreichende Arbeit für das ganze Jahr darbot, so daß die leichte Bestellung des Gutes bei so vielen Händen immer wieder Lässigkeit und Zeitvergeudung herbeiführte. Auch konnten für die beträchtliche Zahl der Hausgenossen nicht genug Lebensmittel gebaut werden, so daß unverhältnismäßig viele Kornfrüchte gekauft werden mußten. Die Vermehrung der Güter war um so räthlicher, da der Hausvater selbst dieselbe wünschte. Bisher waren mehrere Gelegenheiten für Güterkäufe verpaßt worden, weil Verschiedenheit der Ansichten und Schwerfälligkeit der Instanzen den Augenblick zum Handeln verspätete. Ich bewirkte daher, daß das Komite der Auffichtskommission die Vollmacht gab, bei günstiger Gelegenheit von sich aus einen Kauf abzuschließen. Wir benützten den baldigen Anlaß, um einige nahe gelegene, sehr vernachlässigte, aber gute und kulturfähige Grundstücke im Betrage von zwölf Tucharten um einen billigen Preis zu erkaufen, wobei uns Frau von Scherer mit einem Anleihen zu niedrigem Zinse behülflich war. Der Vortheil der Gütervermehrung stellte sich auf's deutlichste heraus, indem die Zöglinge, ohne vermehrte Tagelöhne, für die Bebauung der neu erworbenen Güter ausreichten und die Rechnung für Lebensmittel sich beträchtlich verminderte, während der Unterricht nicht verkürzt wurde, vielmehr festgestellt ward, daß, nachdem früher die Schule oft wochenlang eingestellt worden, jede Woche wenigstens zwei halbe Tage Schule gehalten werden müsse. Solch günstige Ergebnisse ließen sich aber nur dadurch erreichen, daß alle diese Vorkehrungen vorher mit Pupikofer, dem Präsidenten des größern Komites, besprochen wurden, und daß er und der Vicepräsident, Regie-

rungsrath Sulzberger, darein willigten und kräftige Hand boten. Für den vermehrten Güterbesitz gewährte freilich die kleine alte Scheune nicht hinlänglichen Raum, daher Schätzmann wiederholt auf einen Neubau drang. Da ereignete sich im Jahre 1866 der Unfall, daß ein Böbling das Nebenhaus anzündete, welches niederbrannte, ohne daß das Feuer sich den übrigen Gebäuden mittheilte. Das alte Haus mit seinen zwei Stuben und mehrern Kammern war als Arbeitsraum für industrielle Beschäftigung der Böglings und für Aufbewahrung von Früchten sehr dienlich gewesen, so daß das ohnehin wenig geräumige Wohnhaus eine empfindliche Einbuße erlitt. Es war in früheren Jahren im Schoße der gemeinnützigen Gesellschaft wiederholt die Errichtung einer zweiten Armenschule besprochen worden. Allein bei der Schwierigkeit, die Mittel für eine zweite Anstalt aufzubringen und namentlich den Unterhalt derselben zu alimentieren, war diese Angelegenheit wieder in den Hintergrund getreten, um so mehr, da von Seite der Aufsichtskommission sich die Ansicht geltend machte, daß die Zahl der Anmeldungen für notorisch verwahrloste Kinder nicht so groß sei, um eine zweite Anstalt nothwendig zu machen, während durch sorgfältige Bemühung sich für einen großen Theil in Privathäusern ein Unterkommen finden lasse. Jetzt bei dem Neubau machte sich namentlich von Seite des Hausvaters der Wunsch geltend, daß nun, bei der Unwahrscheinlichkeit der Errichtung einer zweiten Anstalt, auf Erweiterung derjenigen von Bernrain Bedacht genommen werden sollte. Die Mittel erlaubten für einmal nicht mehr, als auf das Nöthige zu denken, und dieses war eine geräumige neue Scheune. Der Hausvater wollte uns freilich beliebt machen, einige Kammern damit in Verbindung zu bringen und namentlich das Schulzimmer dahin zu verlegen. Allein Schätzmann, Pupikofer und Steiger theilten mit mir die Ueberzeugung, daß es eher im wohlverstandenen Interesse der Anstalt liege, dieselbe auf dem Fuße des einfachen Familienlebens zu erhalten, statt mehrere Familien zu vereinigen. Wir bauten

daher für einmal die Scheune, wofür Schatzmann den zweckmäßigen Plan entwarf und Etter sich Mühe gab für genaue und ökonomische Ausführung desselben.

Für meine Bemühungen um Bernrain hatte ich große Anerkennung und größere, als ich eigentlich verdiente; denn in den letzten Jahren war mir sehr daran gelegen, den Zwingli zu vollenden, ehe irgend ein Altersgebrechen mich daran hinderte, so daß ich für die Armenschule nicht so viele Zeit verwendete wie in den ersten Jahren, wo ich bisweilen am Morgen- oder Abendgottesdienste thätigen Anteil nahm und in der Schule mitwirkte. Nachdem ich früher den Entwurf für die revidierten Statuten und für die Hausordnung durchgeführt hatte, war es mir eine besonders liebe Aufgabe, alle zwei Jahre während der Zeit meines Präsidiums den Rechenschaftsbericht abzufassen.

Ich muß doch noch der früher erwähnten Wessenberg'schen Armenschule gedenken. Erst nach Wessenbergs Tod besuchte ich mit Hofmeister, meinem oben erwähnten Verwandten, die Anstalt, der damals eine ältere, in Basel auferzogene Margauerin mit gesundem Takte und praktischem Verstand vorstand und vortreffliche Ordnung handhabte. Es gehört zu den eigenthümlichen und schönen Zügen des edeln Mannes, daß er auf diese seine demuthige Stiftung einen ganz besondern Werth legte und namentlich in seinen letzten Tagen sich auf's angelegentlichste mit derselben beschäftigte, daher er einmal der Vorsteherin mit tiefer Rührung sagte, er hoffe, daß sie ihm einst in der höhern Welt eine Schaar geretteter Seelen entgegenführen werde. In seinem Testamente vermachte er den Rest seines Vermögens, bestehend in 40,000 Gulden, seiner Armenschule und verordnete, daß dieselbe, damit sie nicht in die Hände der Jesuiten falle, vom Magistrat in Konstanz verwaltet werde. Den unter Wehrli's Anleitung verfaßten Statuten, welche festsetzen, daß die Anstalt für 12 bis 16 katholische Mädelchen bestimmt sei, fügte er eigenhändig hinzu, daß die Vorsteherin im Falle der Invalidität in der Anstalt

zeitlebens ihren Unterhalt finden oder mit einer Pension ausgestattet werden solle, welche ihrer Besoldung gleichkomme. In Folge dessen nahm er dieselbe in's Gelübde, daß sie lebenslänglich in der Anstalt verbleibe, und gab ihr unbedingte Vollmacht in der innern Verwaltung derselben. Als diese jedoch entgegnete, so viel könne sie nicht leisten und übernehmen; er solle ihr einen Freund anweisen, bei welchem sie Rath und Anleitung suchen könne, erwiederte Wessenberg mit Thränen, er wisse keinen. Nach Wessenbergs Tod war die derbe Schweizerin, welche keine höhere Bildung hatte, welcher nur ihr praktischer Verstand, ihre feste Uner schrockenheit und ihre treue Hingebung zu Statten kam, den liberalen Konstantern ein Greuel, daher sie dieselbe zuerst einzuschüchtern und zu freiwilliger Abdankung zu drängen suchten. Und als sie den leichtfertigen Beschuldigungen den Muth der verständigen Geistesgegenwart und eines guten Gewissens entgegenstellte, wurde sie durch allerlei Plackereien und Herabwürdigungen verfolgt. Aus Liebe und Verehrung für Wessenberg und seine schöne Stiftung fühlte ich mich verpflichtet, mich der mishandelten Vorsteherin anzunehmen, nachdem ich die Anstalt genau kennen gelernt und mich überzeugt hatte, daß sie zu den besten Armen schulen gehöre. Ich wendete mich daher an mehrere angesehene und einflußreiche Männer in Konstanz, um sie zu veranlassen, den Leistungen der Beeinträchtigten gerecht zu werden und sie in Schutz zu nehmen. Allein das waren ihnen fremdartige und unbequeme Zumuthungen, indem in Konstanz jeder gewöhnt ist, sich nur um das zu bekümmern, was unmittelbar in seinen Geschäftskreis gehört. Endlich wendete ich mich an die edle Großherzogin, welche die Anstalt wiederholt besucht und den Leistungen derselben ihren Beifall und ihre Theilnahme geschenkt hatte, und welche wirklich ihr Mögliches that, die Vorsteherin zu schützen und dieselbe der Anstalt zu erhalten. Allein es zeigte sich in Konstanz eine so rücksichtslose Entschiedenheit, alles radikal umzustalten, daß man sich durch eine unbequeme „alte“ nicht

aufzuhalten ließ. Der formenlose Wessenberg hatte auch keinerlei Vorkehrungen getroffen, daß nach seinem Tode seinem Willen nachgelebt werde. Denn er hatte wohl Statuten aufgestellt, aber er hatte die obrigkeitsliche Bestätigung derselben nicht eingeholt. Wohl hatte er die Anstalt gestiftet und sie „seine Armenschule“ genannt; allein ein ganz kleiner Beitrag war auch von anderer Seite geleistet worden, so daß die Konstanzer einwenden konnten, es habe Wessenberg nicht die unbedingte Verfügung über die Anstalt. Nachdem der badische Seekreis, auf Antrieb des Bürgermeisters Stromeyer, nach dem Muster der Bächtelen und mit Beirath Kuratlis in Hegnen, eine Armenschule in großem Styl und ohne Schonung der Mittel gegründet, so war es begreiflich und konsequent, daß auch die Wessenberg'sche Anstalt eine Umwandlung erlitt, derzufolge sie Mädchen ohne Unterschied der Konfession und in größerer Zahl aufnehmen sollte, wonach auch sich von selbst ergab, daß eine „männliche Kraft“ für die Leitung der Anstalt erforderlich wurde. Aus Rücksicht für die Verwendung der Großherzogin wurde die mit Anerkennung entlassene Vorsteherin mit einer jährlichen Pension von hundert Gulden bedacht. — Ich mußte hier dieser Anstalt gedenken, welche Wessenbergs frommen und tiefen Sinn kennzeichnete, und welche seiner Demuth und Bescheidenheit so vollkommen entsprach; ich mußte auch der Betrübnis Ausdruck geben, daß es nicht möglich war, eine Person der Anstalt zu erhalten, welche derselben auf eine musterhafte Weise in mütterlicher Liebe und anspruchloser Hingebung vorgestanden; daher auch die von ihr erzogenen Mädchen, trotz aller Gegenwirkungen, ihr in treuester Anhänglichkeit ergeben blieben und sie aus ihrem Lohnlein unterstützt haben würden, wenn sie es hätte annehmen wollen. Für sie spricht auch der Umstand, daß eine gebildete junge Lehrerin, welche die Mädchen unterrichtete, unerschütterlich zu der Vorsteherin hielt und nach deren Entlassung wenige Wochen später freiwillig austrat und das Schicksal mit ihr theilte.

Meine isolierte Stellung in Frauenfeld und die Einsamkeit meines Pfarrlebens in Gottlieben machte bisweilen eine gesellige Anregung und Auffrischung und eine geistige Erweiterung des Gesichtskreises nothwendig. Als thurgauischer Abgeordneter und Korrespondent fand ich namentlich freundliche Aufnahme bei den Versammlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Ich war kein genugsam sicherer und gewandter Redner, um mich an den Verhandlungen vortheilhaft zu betheiligen; ich machte dagegen mehrmals mit gut aufgenommenen Toasten Freude; allein bei diesen und andern Gelegenheiten ließ ich mir nie einfallen, einen solchen Trinkspruch zum Drucke herzugeben. Die schönste Zeit der Gesellschaft war jene Zeit nach den Stürmen der dreißiger Jahre, da der Verein einen neutralen Boden für Frieden und Versöhnung bot. Ich wohnte der Gesellschaft das erste Mal in Trogen bei, als sie sich nach mehrjähriger Erstarrung wieder ermannite und um den ehrwürdigen Zellweger von Trogen schaarte, welcher von dieser Zeit an mir liebevolle Theilnahme schenkte, und welchen ich dann bisweilen in Frauenfeld sah. Darauf besuchte ich zwei Male die Versammlung in Zürich, wo ich mich bei der zweiten wenigstens ein Mal auf gelungene Weise an der Verhandlung über den volksthümlichen Werth der schweizerischen Mundart betheiligte, als ich zur Abgabe meines Votums aufgefordert wurde. In den vierziger Jahren nahm ich an den Versammlungen in Glarus, Basel und St. Gallen Theil. An den erstern Ort reiste ich in Gesellschaft von Niederer, welchen ich über manches Unbekannte in Betreff Pestalozzi's ausfragen konnte. Der gute Mann holte sich auf jener Reise wegen zu leichter Bekleidung den Tod. Das Angenehme dieser Zusammenkünfte war, daß in den dreißiger und im Anfang der vierziger Jahre ein großer Theil der namhaften und einflußreichen Schweizer, namentlich auch der Staatsmänner, an dem Verein Theil nahm. Später trat die Bedeutung und Wirksamkeit der Gesellschaft sehr zurück, so daß sie lange nur ein Verein von Leuten

war, welche sich einen fröhlichen Tag machen wollten, bis in neuerer Zeit die Thätigkeit und das Interesse namentlich liberaler Geistlichen derselben einen neuen Aufschwung gab.

Meine geschichtlichen Studien brachten es von selbst mit sich, daß ich auch ein Mitglied der geschichtsforschenden Gesellschaft für die Schweiz wurde. Ich nahm mehrere Male an den Verhandlungen derselben in Baden, Zürich, Bern, Solothurn und Schaffhausen Theil; am letztern Orte trug ich, vom Vorstand um einen Vortrag angegangen, die Skizze über Rudolf von Habsburg vor, welche in den kirchlichen Bildern abgedruckt ist. Diese Zusammenkünfte von Gleichstrebenden und Verwandtgesinnten, an deren Spitze erst Zellweger, dann Andr. Heusler und viele Jahre Georg von Wyss mit ganz besonderer Würde stand, waren höchst angenehm und ermunternd, obgleich zu bedauern war, daß zu wenig nach irgend einem Plan gearbeitet wurde, sondern die Unterhaltung und Beschäftigung der einzelnen Zusammenkünfte mehr dem Zufall überlassen blieb. — Als der Verein deutsche Antiquare sich im Jahre 1862 in Reutlingen versammelte, wollte ich mich bei dieser Gelegenheit in einem solchen Krise umsehen. Der mir bekannte Professor Birlinger in Bonn bot den willkommenen Anlaß, mich einzuführen und manchem vorzustellen. Die Verhandlungen selbst waren noch gar nicht organisiert und sehr unbeholfen, so daß ich zum Vortheil schweizerischer Vereine einen auffallenden Unterschied fand. Zur Unnehmlichkeit für mich trug namentlich bei, daß man meinen Namen durch die Literaturgeschichte der Schweiz kannte, daher ich unter andern bei dem bald darauf nach Zürich versetzten Bursian und beim Germanisten Bartsch aus Rostock sehr freundliche Aufnahme fand. Natürlich erlangte ich nicht, mich auch mit den Berner'schen Anstalten bekannt zu machen, welche man ihrer Grärtigkeit wegen bewundern konnte, dabei freilich begriff, daß die Zeitung derselben für einen Mann zu viel war, so bedeutend der Eindruck war, welchen der in schwerer Arbeit durch-

fürchte Mann mache. Wenn die Verhandlungen des deutschen Gelehrtenvereines viel zu wünschen übrig ließen, so war dagegen die gesellschaftlich-festliche Seite ganz brillant, namentlich da der Präsident des Vereins, Graf Wilhelm von Württemberg, sämmtliche Mitglieder auf die im alterthümlichen Styl erbaute und reich dekorierte Burg Lichtenstein einzulud und durch geistreich poetische Aufführungen sowohl als durch üppige Liberalität Schlag auf Schlag überraschte. Daneben wurde nach vierzig Jahren Tübingen wieder besucht und von den schönen Kirchen Esslingens Einfahrt genommen. Zwei Jahre später versammelte sich der deutsche Verein in Konstanz, wobei ich Veranlassung war, daß auch an die historischen Gesellschaften der Schweiz und des Thurgaus Einladungen ergingen. Unterdessen hatte der deutsche Verein uns Schweizer in der organischen Anordnung der Verhandlungen schon bedeutend überholt, indem ein wohl vorbereitetes Fragen-Schema aufgestellt wurde, welches namentlich auch auf Untersuchung der lokalen historischen Merkwürdigkeiten abzielte. Obgleich Konstanz außer dem gut repräsentierenden Oberamtmann und dem unbedeutenden Marmor, welcher das Stadtarchiv besorgte, keinerlei geistige Kräfte darbot, so erwiederte doch die alte Bischofsstadt mit ihrer schönen und reichen Umgebung die lebhafte Theilnahme. Unter den Anwesenden befand sich unter andern der liebenswürdige alte Waagen, der gründlichste Kenner der Malerei, und der um deutsche Kunst so verdiente Hefner-Altenbeck, welcher durch zahlreiche Käufe aus dem Nachlaß der Ellenrieder mich ermunterte, mir ebenfalls einige Federzeichnungen zu erwerben. Am dritten Tage wurde eine Fahrt nach Ueberlingen unternommen. Bei der Rückkehr war es bereits Nacht, und in Mörsburg sollte man von einem Dampfschiff auf ein anderes übergehen. Beim Uebergang, mit meinem kurzen Ersicht und von der Laterne geblendet, that ich einen Mästritt und fiel zwischen den beiden Schiffen kopfüber in's Wasser. Bei der beträchtlichen Höhe des Sturzes fühlte ich, wie ich tief einsank, arbeitete mich

aber schnell wieder empor, nur besorgt, ich möchte unter dem Rumpf des Schiffes auftauchen. Allein ich kam glücklich empor, worauf mir schnelle Handreichung geboten wurde. Doch kam ich in eine zweite Gefahr, da man mir nur ein Seil hinabließ, an welchem ich mich zu halten hatte: eine Kraftanstrengung, welche beim Hinaufziehen mit den nassen, schweren Kleidern meine Nerven auf's heftigste spannte. Mit Gottes Hülfe gelangte ich wohlbehalten empor, und da mir trockene Kleider gereicht werden konnten, gieng dieser Unfall ohne Nachtheil vorüber. Da ich beim Falle Geistesgegenwart und Muth nicht verloren hatte und mich auf's Schwimmen verlassen durfte, so lag mir der Gedanke an die überstandene Gefahr weniger nahe als das beschämende Gefühl, mich durch das Ungeschick, wie es einem ungewandten Stubengelehrten begegnet, in Aufsehen gebracht und lächerlich gemacht zu haben. Auf den nächsten Sonntag, welcher ein Bettag war, hatte ich die Predigten schon vor der Versammlung vorbereitet; ich ließ daher in denselben keine Anzeichen der durchgemachten Gemüthsbewegung eindringen. Allein als ich nach dem Genusse des h. Abendmahls das Dankgebet anstimmte und zur Stelle kam: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, langmüthig und von großer Güte sc.“ — übermannte mich das Gefühl der mir wiederaufzuhenden göttlichen Gnade, die mich aus großer Gefahr gerettet und mir das Glück gewährt, inmitten meiner Gemeinde das Mahl des Herrn feiern zu dürfen, und wenn ich auch den Ausbruch der Thränen zurückdrängte, so war ich doch von so großer Gemüthsbewegung ergriffen, daß ich nur mit Mühe die heilige Handlung vollendete.

Die schweizerische Prediger-Gesellschaft besuchte ich während meines Schullebens nicht, außer gelegentlich zum Schluß der Schweizerreise im Jahre 1847 in Bern. Allein als Pfarrer nahm ich an den Versammlungen in Frauenfeld, Zürich, Schaffhausen, St. Gallen, Herisau und Glarus Theil. Doch der zum Theil mehr burschikose als festliche Geist des Zusammen-

Lebens und der immer tiefer einschneidende Zwiespalt der Ansichten machte mir diesen Verein immer weniger erfreulich, so sehr ich die Bekanntschaften zu schätzen wußte, welche sich im Laufe derselben ergaben.

Im Herbst des Jahres 1857 besuchte ich wie noch einige andere Schweizer den deutsch-evangelischen Kirchentag in Stuttgart. Die Anzahl der Mitglieder war zu groß, als daß eine freundliche Annäherung zwischen den einzelnen Gliedern hätte statthaben können; der Geist dagegen, welcher das Ganze beseelte, war das Höchste und Erhabenste, das ich je erlebt. Zwar fehlte es auch an Einheitigkeit und Parteigeist nicht; der doktrinäre Kampfhahn Stahl, der hart abgeschlossene Hengstenberg zeigten gegen die Mitglieder des reformierten Bekenntnisses eine beschränkte und feindselige Unduldsamkeit, welche die Schweizer beleidigen und vom Wiederkommen abschrecken konnte. Dagegen standen hoch über jeder Beschränktheit die Leiter und Hauer des Vereins. Wihern in seiner hohen, edeln, kräftig elastischen, leuchtenden und gebietenden Erscheinung ist die Seele und der großartige Träger des Kirchentages, in dem sich Frömmigkeit und viel umfassende Freiheit auf's schönste vereinigen. Seine Rede fließt, in vollkommener Selbstbeherrschung, ohne Kanzelphrasen, im unmittelbaren Gedanken und Sachreichtum dahin, wobei er den ergreifendsten Ernst und die idealste Hohheit mit volksthümlicher Anschaulichkeit und selbst mit Humor und Scherz zu vereinigen versteht. Nicht großartig, aber reich an Bildung und Umsicht, höchst anmutig und gemüthvoll, ganz geeignet, um einen großen Kreis mit Vertrauen zu erfüllen, zeigte sich der edle Bethmann-Hollweg. Mit einer gewissen Schwere und Mühsamkeit, wie ein bestimmtes an die Stunde gebundenes Berufsleben jedem mehr oder weniger es aufdrückt, bewegte sich der ehrwürdige Nißsch, allein durch seelenvolle Durcharbeitung, wo Geist und Gemüth in gleicher Fülle und Stärke sich offenbart, gewissermaßen das Ideal eines Professors der Theologie.

Dem Kirchentag gibt die zahlreiche Beteiligung von Laien das reichere und freiere Gepräge, und die große Zahl bedeutender Menschen lässt die leeren und selbstgefälligen Wortmacher nicht aufkommen. Ich arbeitete mich alle vier Tage vor, um durch Auge und Ohr dem Mittelpunkte nahe zu sein, und ließ mich nicht verdrießen, stundenlang an den Schranken zu stehen, bis allmälig einer der vordern Plätze frei wurde. Die Rückreise mit dem nachherigen Antistes Finsler, dem kühlen, aber gebildeten, klugen und gleichgewichtigen Kirchenstaatsmanne, einem Großsohne des Antistes Geßner († 1843), war mir sehr angenehm.

Im Jahre 1861 wohnte ich der Alliance évangélique in Genf bei, wo die französischen Protestanten die Mehrheit und den Mittelpunkt bildeten, nach diesen in größter Zahl die Engländer und Amerikaner, aus Deutschland wenig über hundert, aus der deutschen Schweiz eine kleine Zahl, aus den übrigen protestantischen Gebieten einzelne bemerkenswerthe Repräsentanten. Die Gesamtheit der französischen Protestanten war jedoch weit davon entfernt, eine so ehrfurchtgebietende Macht und eine so großartige Harmonie darzubieten, wie die am Kirchentag vereinigten deutschen Protestanten, welchen der Geist deutscher Wissenschaft ein höheres, freieres Gepräge gibt. Es blieb, bei den weit auseinander liegenden Theilen, bei der Allianz des Bekennnisses; aber bei den Verhandlungen war man weit entfernt zu einer rechten Gedanken-Harmonie zu gelangen. Das Schönste und Eindrücklichste war wohl das gemeinsame Abendmahl, wo jede der vier Hauptsprachen ihren Beitrag zur Feier leistete, und wobei der Repräsentant der italienischen Zunge, der Waldenser Prediger Meysse, am tiefsten ergriff. Sonst fehlte es an jenen Größen, wie sie der deutsche Kirchentag aufweist, weil der protestantischen Kirche Frankreichs eben die große Unterlage im Volke gebracht und Genf selbst ein zu kleines und enges Feld ist, um wirkliche Größen zu erziehen. Paris selbst hat eine bedeutende Zahl vorzüglicher Prediger, Pressensé, Monod, Valette, Rognon,

Coquerel u. c.; aber es sind mehr Redner als Männer des Gedankens und der durchgearbeiteten Wissenschaft. Genf selbst hat im Prediger Barde einen vorzüglichen Mann; andere erhoben sich nicht über das Gewöhnliche; Merle-d'Aubigné ist ein zu theatralischer Franzose. Sämtliche Deutsche, denen sich auch die Schweizer anschlossen, waren zu einem Hamburger Bankier Siller eingeladen. Die zahlreiche Familie des Wirthes zeichnete sich durch die gediegenste Bildung und großen Takt aus; aber wahrhaft pittoresk war das breite und leere Geschwätz der deutschen Pastoren, und das Lächerliche von der Sache war, daß als ein Schweizer sich herausnahm, auf diesen Fehler der Geschwätzigkeit aufmerksam zu machen, seine Rede ebenso wenig Gehalt hatte, zudem aber auch noch des Redeflusses entbehrte, wodurch die Deutschen sich hervorhatten.

Im Jahre 1869 besuchte ich den Kirchentag zum zweiten Male in Stuttgart; wegen der unduldsamen Ausschließlichkeit, mit welcher die Schweizer das frühere Mal dort behandelt worden waren, fanden sich jetzt nur wenige ein. Der Kirchentag aber hatte gerade darin einen großen Fortschritt gemacht; denn nun wurde die gleiche Berechtigung des reformierten Bekenntnisses entgegenkommend ausgesprochen. Einen erhebenden Eindruck machte Gerold durch einen ebenso frommen als freien Geist geweihte Festpredigt, wie er denn selber, im Vergleich mit dem früheren, etwas herben Selbstgefühl, in seinem ganzen Wesen veredelt und geheiligt erschien. Auf's angenehmste war ich überrascht, Wichern, den König des Kirchentages, ganz unverändert, sowie auch den fünfundsiebenzigjährigen Bethmann-Hollweg nur wenig gealtert zu finden. Offenbar sah man von Seite des deutschen Kirchentages die Notwendigkeit ein, die in Folge des deutschen Protestantentags gerissene Lücke durch Gewinnung der Reformierten auszufüllen, daher denn auch dem streng reformierten von der Goltz von Basel ein Hauptreferat aufgetragen wurde und daher dessen sehr fühlne und freisinnige Ausführung nur von einigen untergeord-

neten Lütheranern, z. B. Kahnis, einen immerhin mäßigen Einspruch erfuhr. Die bedeutendste Rede war auch diesmal diejenige Wicherhs über die innere Mission, freilich unvorbereitet und daher auch ziemlich ungeordnet, aber fesselnd durch den Reichthum der Gedanken und die Manigfaltigkeit der angeschlagenen Töne, vom ergreifendsten Ernst bis zum allgemeinen Heiterkeit erregenden Humor, völlig frei von frommer Phrase, stets treffend und sachgemäß. Einmal in einer Pause richtete ich, im Auftrage der gemeinnützigen Gesellschaft, eine Frage an ihn über Anstalten für jugendliche Verbrecher. Die Antwort lautete mit einer gewissen kühlen Vornehmheit kurz und bestimmt. Diese Gemessenheit verstimmt mich nicht, sondern amüsierte mich, da Wicherh vorher mit Pfarrer Ledderhose, einem Schriftsteller von sehr oberflächlichem Gehalte, auf's verbindlichste verkehrt hatte. Ich machte es mir sonst zur Regel, in großen Gesellschaften nur ausnahmsweise und gelegentlich Bekanntschaften anzuknüpfen. Durch die Anwesenheit Professor Herzogs von Basel in Erlangen, des Herausgebers der theologischen Enzyklopädie, daher mit allen deutschen Theologen bekannt, der mir bei mehrern früheren Gelegenheiten sich freundlich bezeigte hatte, und dem ich mich in Stuttgart gerne anschloß, hatte ich nun die erwünschte Gelegenheit, mit manchem vorzüglichen Manne in Verührung zu kommen, was sich für mich um so angenehmer gestaltete, da mein Zwingli den meisten derselben bekannt und wohl aufgenommen war. So kam ich nebst vielen andern mit Dorner, Grüneisen, Gerock, Blumhard &c. in Verkehr und lernte im geselligen Umgang auf der Silberburg in Gerocks Schwestern seine und liebenswürdige schwäbische Pfarrfrauen kennen. Der bekannte Wilhelm Hofmann, der Berliner Hofprediger, zeigte sich als sehr gewandter, kräftiger, populär beredter Mann, doch fehlt ihm die höhere Weihe; es ist etwas hochmuthiges, lebemannisches in ihm; er ist aber wieder ein zu derber Schwabe, um ohne Schaden für den Charakter den Hofkreisen sich einzufügen. Dagegen freute ich mich ungemein

des mehrmaligen Verkehrs mit dem meiner Frau näher bekannten frommen Blumhart. Der dicke, behagliche Schwabe hat bei näherer Betrachtung so etwas Feines, Liches, Seelenvolles und dabei zugleich eine so lautere Kindlichkeit und Offenheit, daß man ihn lieb gewinnen muß. — Der König öffnete den Mitgliedern des Kirchentages die durch die Lage und maurische Bauart anziehende Wilhelma und ließ daselbst eine Erfrischung reichen, wobei der von Gottlieben her mir bekannte Hofmarschall Graf Beroldingen die Honneurs machte.

Nach einem dreitägigen Aufenthalt in Stuttgart, während dessen ich auch den mir von früher her bekannten württembergischen Geschichtsschreiber Stälin besucht hatte, reiste ich mit Herzog nach München, um die internationale Kunstausstellung zu besuchen. Einen sehr günstigen Eindruck machte die damit verbundene bairische Industrie-Ausstellung. Es war höchst interessant, die Leistungen der gegenwärtigen Kunst nebeneinander zu sehen und namentlich die technische Virtuosität der französischen Malerei. Allein es fehlte zu sehr am Adel der Gegenstände und der Gesinnung, als daß tiefe Eindrücke möglich gewesen wären, so daß ich durch die Sammlung der ältern Gemälde im Ausstellungsgebäude, namentlich durch die von Holbein und Dürer, mehr befriedigt war, namentlich aber in der alten Pinakothek mich erholen mußte, um mit wahrer Befriedigung von dannen zu ziehen.

Es sieht sich heutzutage fast jeder gebildete Mann im Fall, irgend einmal etwas drucken zu lassen, ohne deswegen sich die Aufgabe zu stellen, Schriftsteller zu sein. Ich hatte mehrere kleine wohl aufgenommene Versuche aus dem historischen Gebiet gemacht, namentlich in Neujahrsblättern und der Beschreibung thurgauischer Burgen; aber ich fühlte zu gut, was es brauche, um unter dem Heere der Schriftsteller eine nicht gar zu schofle und vergessene Stellung einzunehmen. Manches Jahr war ich entschlossen, meine ganze Kraft und Liebe auf die künftige Kan-

tonschule zu verwenden, und ich meinte, mich in dieser Beziehung mit meiner bisherigen Erfahrung meinem Heimatkanton aufzuparen zu sollen. Als aber in den dreißiger und vierziger Jahren die Verwirklichung einer Kantonsschule immer weiter in die Ferne zu treten schien, dagegen allmälig die Behelsche Buchhandlung einen großen Theil meiner freien Zeit und Sorge in Anspruch nahm, war meine Muße für planmäßige Studien ziemlich beschränkt. Die Befeindung der Stadt Frauenfeld war auch ein Hemmnis für die Kantonsschule; die Befeindung der großen radikalen Mehrheit gegen die gemäßigte Thurgauer Zeitung galt zum guten Theil auch meiner Person; dazu kam, daß die Stellung Behels durch eine Reihe von Misgriffen immer misslicher und unhalbarer wurde. Indem mit der verlorenen Aussicht auf die Kantonsschule mir auch die Hoffnung auf eine gewünschte und freudige Lebensaufgabe genommen war; indem ein immer wilderer Radikalismus mich mit den in der Thurgauer Zeitung verfochtenen Ansichten in steigenden Misfredit brachte, und indem der gefährdrohende Ruin eines anfangs so hoffnungsvollen und lebensfähigen Institutes, das durch mich veranlaßt und mit so viel Opfern gestützt war, für mich mit Kummer und Schmerz begleitet war: wurde meine äußere Stellung trostlos und aufreibend. Ich mußte daher einen festen Boden, eine von außen unerreichbare, freie und sichere Zufluchtsstätte finden, wenn ich nicht zu Grunde gehen sollte. Jrgend eine gelehrte Aufgabe hätte mir die innere Befriedigung, die Stärkung, deren ich bedurfte, nicht gegeben. Ich hatte früher lange Zeit die Büge des mittelalterlichen Lebens aus der Zeit der Minnesänger gesammelt, um dieselben in einer Darstellung Walters von der Vogelweide zu verflechten und zu einem Gesamtbild der Lebensweise und der Sitten in der Zeit der Hohenstaufen zu verarbeiten. Ich bedurfte nun aber eines Gegenstandes, welcher mich mit Gegenwart und Heimat in Beziehung setzte. Ich habe früher schon bemerkt, daß die Zumuthungen, unser Schweizerdeutsch gegen das Hochdeutsch

zu vertauschen, womit die deutschen Schulmeister Ernst machen wollten, mich zur Schrift über die „Schweizerische Mundart &c.“ veranlaßten. Die größere Arbeit, über die „Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts“ sollte ebenfalls eine Abwehr gegen das gering schätzige Urtheil sein, womit die neuere deutsche Literaturgeschichte den Anteil der Schweizer am Aufschwung des deutschen Geisteslebens im vorigen Jahrhundert behandelte. Es brauchte freilich Selbstständigkeit und Muth, um sich auf eine weitausgehende Arbeit mancher Jahre in stiller Abgeschlossenheit einzulassen; denn im Heimatkanton interessierte sich keine Seele dafür. Dagegen kam man mir von Zürich, namentlich von Seite der Stadtbibliothek, sehr fördernd entgegen, und Kaspar Zellweger schloß mir ebenfalls vertrauend seine Schätze auf. Allein als ich einen Theil der Ausarbeitung hinter mir hatte und solche mehrern Freunden in Zürich mittheilte, wünschten sie manches anders oder ganz weg; auch Freund Gözinger war mit der Hervorhebung der Schweizer wenig zufrieden. Erst Wackernagel urtheilte, nach manchem guten Rath im Einzelnen, zum Schluß: „Lassen Sie die Sache, wie sie ist! Es wird ein gutes Buch.“ Auf pekuniären Gewinn rechnete ich nicht; es war mir aber auch gar nicht darum zu thun. Aber ich wollte einen Fühler vorausschicken, was ich von meiner Schriftstellerei in einem weitern Kreise zu erwarten hätte; ich gab daher eine erweiterte Skizze aus der Darstellung über Bodmer heraus unter dem Titel: „Klopstock in Zürich 1751“. Die Aufnahme der kleinen Schrift in Deutschland und in der Schweiz war ermunternd. Ich arbeitete daher Jahre lang in der Stille freudig fort, und wenn unterdessen irgend etwas über die Zeit erschien, die ich bearbeitete, so waren solch einzelne Versuche nicht geeignet, mich abzuschrecken, sondern zu ermuntern. Ich arbeitete in freier, heiterer Gemächlichkeit an der schweizerischen Literaturgeschichte von 1844 bis 1859, wobei ich gewissenhaft besorgt war, darüber nie ein Schul- oder Pfarrgeschäft zu vernachlässigen, sondern

stets in erster Linie die Berufspflicht zu erfüllen. Wie ich für das ökonomische Ergebnis unbekümmert war, so machte ich mir auch keine Sorge um einen Verleger. Beim Schluße meiner Arbeit benützte ich das Anerbieten des gefälligen Bibliothekars Horner, mit Orell, Füssli und Cie. in Zürich für den Verlag in Unterhandlung zu treten. Ich hatte für das von Gerold Meyer von Knonau und Salomon Bögeli herausgegebene Zürcherische Taschenbuch den Absatz „Heinrich Pestalozzi und Anna Schultheß, bearbeitet nach den Brautbriefen des Paars“, geliefert, und Bögeli machte nach Meyers unterdessen erfolgtem Tode die Fortsetzung des Tagebuches von meiner Mitwirkung abhängig. Der Verleger hatte daher Ursache, gegen mich willfährig zu sein. Ich hatte für den nächsten Jahrgang einen Artikel verheißen, welcher den „Einfluß Bodmers auf die Kunst in Zürich“ behandeln sollte. Allein näherte Nachforschungen in den Sammlungen der Künstlergesellschaft auf der Platte in Zürich, welche ich mehrere Tage in völliger Freiheit und ohne begleitende Aufsicht durch Maler Vogels Vermittlung einsehen durfte, belehrten mich, daß ungeachtet Bodmers Freundschaft mit dem Londoner Maler Füssli und der Einwirkung auf Tischbein, derzufolge dieser, durch Bodmer veranlaßt, Scenen aus der deutschen Geschichte des Mittelalters behandelte, doch irgend eine bestimmte, durch Bodmer beeinflußte künstlerische Richtung der Maler des damaligen Zürichs sich nicht nachweisen lasse. Da ich statt dieses verheißenen Beitrages keinen andern in Aussicht stellte, so verlor ich für den Verleger das früher bezeugte Interesse, und da er fürchtete, mit dem Verlage der Schweizerischen Literatur, so bescheiden meine gestellten Bedingungen gewesen waren, kein gutes Geschäft zu machen, so rückte er dann wie ein armseliger Krämer mit allerlei kleinlichen Hemmnissen und Widerwilligkeiten vor. Als er aber vollends im Mistrauen auf den Erfolg sich anschickte, das Werk in zwei Theilen herauszugeben, in der Absicht, daß, wenn der erste Theil keinen entsprechenden Absatz finde, den

zweiten gar nicht folgen zu lassen, machte ich, obgleich schon der dritte Bogen gedruckt war, kurzen Prozeß, kündete den Vertrag und verlangte das Manuskript zurück. Buchhändler Fisch war damit sehr zufrieden und wollte mir einige von ihm vertragsgemäß bezogene Bücher gratis überlassen, wobei ich aber erklärte, daß ich unter solchen Umständen nicht im Fall sei, von ihm Geschenke anzunehmen. Als ich mich darauf an Sal. Hirzel in Leipzig wendete, erhielt ich bald eine entsprechende Zusage mit der Bemerkung, daß er nicht gewagt hätte, für diese Arbeit ein so geringes Angebot zu machen, wie ich mit Fisch eingegangen; da ich aber selbst nicht mehr gefordert, so trete er gerne unter den gleichen Bedingungen in einen Vertrag ein. Nach wenigen Wochen erschien das Werk in schöner Ausstattung und fand allgemeine und entgegenkommende Aufnahme und Anerkennung, indem eine große Zahl deutscher und schweizerischer Blätter dasselbe begrüßten, unter andern namentlich der Ästhetiker Vischer in der Allgemeinen Zeitung und Roberstein im Literarischen Centralblatt. Offenbar gereichte die akkreditierte Buchhandlung sehr zur Förderung des Absatzes. Eine zweite Auflage, wie die Verlagsbuchhandlung hoffte und manche, wie z. B. Wackernagel, erwarteten, wurde freilich dem Werke nicht zu Theil; dagegen fand ich von nun an in allen gebildeten Kreisen ein aufmerksames Entgegenkommen.

Die Literaturgeschichte war die Blüthe und die Frucht meines Schullebens. Nun war es mir daran gelegen, ein Zeugnis von dem Gedankenkreis zu geben, der mich im Pfarrleben bewegte. Längst hatte es mir in der Schweizergeschichte gefehlt, daß die Bezeichnung des eigenthümlichen religiösen Lebens in der Schweiz zu wenig Berücksichtigung gefunden; ich wollte daher diese Lücke ergänzen und einem größern Leserkreise die vornehmsten Züge der Frömmigkeit vor Augen stellen. Zu diesem Behufe bedurfte es keiner zusammenhängenden Geschichte, sondern es sollte das Zweckdienliche in einzelnen Gemälden vorgeführt werden. Diese Auf-

gabe machte mir große Freude; demzufolge erschienen ebenfalls bei Hirzel in Leipzig im Jahre 1864 die „Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz.“ Leider hatte das Buch nicht den beabsichtigten Erfolg, weil es den Liberalen zu positiv und den Gläubigen zu wenig salbungsvoll war; daher mehrere Abschnitte, welche in einer Genfer Zeitschrift in der Uebersetzung aufgenommen worden, durch erbauliche Ausstattung mundgerecht zugeschnitten wurden.

Bei den vorbereitenden Studien zu dieser Arbeit fesselte mich namentlich die Große Zwinglis, und ich war verwundert, daß er noch so wenig in dem ganzen Umfange seines Lebens und Wirkens behandelt worden war. Ehe ich die Bilder vollendet hatte, warf ich mich daher in die Nachforschungen über Zwingli hinein, indem ich namentlich im Zürcher Staatsarchiv so viel bisher unbekanntes Material fand, daß ich mit frischer Zuversicht eine neue Bearbeitung in Aussicht stellen durfte. Auch war Hirzel aus persönlichem Interesse an dem Gegenstande zur Uebernahme des Verlages gerne geneigt. Eine wesentliche Nachhülfe bot das Luzerner Staatsarchiv, welches mir durch Seegers Fürsprache eröffnet wurde, und welches über die politischen Vorgänge aus der Reformationszeit ganz neue Aufschlüsse gewährte. Namentlich aber kamen mir die handschriftlichen Kollectaneen des Oheims Kirchhofer zu gute. Ich selbst hatte nach seinem Tode bei seinen Angehörigen darauf gedrungen, daß seine handschriftlichen Sammlungen der Stadtbibliothek in Schaffhausen vermacht werden möchten. Als ich nun daselbst von der Sammlung Einsicht nahm, hatte ich die Freude, mehr als zwanzig handschriftliche Quartbände zu finden, welche die Abschriften von Urkunden fast aller schweizerischen und süddeutschen Archive und Bibliotheken aus der Reformationszeit enthielten und meine Arbeit daher bedeutend erleichterten und förderten. Zwingli war mir darum so anziehend, theils weil er der größte, gedankenreichste, wirksamste und verdienstvollste Schweizer ist, theils weil er stets

bemüht war, Glauben und philosophische Erkenntnis in Harmonie zu bringen. Von der Herrlichkeit des Mannes durchdrungen, durfte ich mich dann auch nicht scheuen, die Schattenseiten wahrheitsgetreu hervortreten zu lassen. — Ich schätzte mich glücklich, diese Arbeit bei vorgerückten Jahren vollenden zu dürfen, besonders nachdem in Folge einer Ueberanstrengung im Anfang der Ausarbeitung die Kopfnerven in eine bedenkliche Spannung gerathen waren. Aber ich durfte mich mit Gottes Hülfe einer gänzlichen Wiederherstellung erfreuen und überwand zwei Jahre später die Folgen einer lange andauernden Erkältung ohne Nachtheil, so daß ich in den letzten Jahren frischer und ungestörter fortarbeiten konnte als zu Anfang des Unternehmens.

Wegen verschiedener Uebelstände: der feuchten Lage des Ortes, der hie und da herrschenden Bisse, die auf die rheumatischen Leiden einen verschlimmernden Einflus ausübten, entschloß ich mich, nach dem Tode meines Schwiegervaters, eines frommen Mannes, dem im hohen Alter noch Erblindung drohte, in Gottlieben nach Antritt meines 70. Altersjahres zu resignieren. Es machte mir zwar Anfangs Mühe, bei noch gesunden und frischen Kräften dem Amte und der öffentlichen Thätigkeit zu entsagen. Die Gemeinde war auch von der Mittheilung meines Entschlusses überrascht. Ich fühlte mich aber dazu verpflichtet, hauptsächlich um meiner liebenvollen Gattin das Fortleben zu erleichtern. Wir dachten zuerst daran, uns in Frauenfeld niederzulassen, entschieden uns aber endlich theilweise um dortiger naher Verwandter willen für Winterthur, wo wir eine angenehme Wohnung fanden.

Mit dem anbrechenden Frühling, nachdem ich Ende Winters mit den letzten Kapiteln zu Zwingli geschlossen und mit der Korrektur beschäftigt gewesen, freute ich mich noch herzlich, zum Abschied die schönen Punkte der Umgebung von Konstanz zu besuchen, welche so viel zur Annehmlichkeit unseres Aufenthaltes beigetragen hatten. Bei der letzten Versammlung des Kapitels gab ich im Schlußworte von meiner Gesinnung und

meinem Streben als Vorstand Rechenschaft; dabei wurde ich doch von einer unerwarteten Gemüthsbewegung überrascht, da ich mich von den vieljährigen Amtsbrüdern trennen sollte, von denen einzelne mir sehr theuer waren, und mit deren Gesammtheit ich in gutem Vernehmen stand. Der Abschied von der Gemeinde dagegen wurde mir durch das Benehmen einzelner erleichtert. Wenn mir nicht die Freude zu Theil geworden war, auf Seelen in dieser Gemeinde rechnen zu können, welche ich entschieden für das Reich Gottes gegen alle Einflüsse der Welt gewonnen hatte, so fand ich doch die innigste Anhänglichkeit und Verehrung bei einem aus Alt-Württemberg gebürtigen Konstanzer, der in den letzten Jahren durch kein Unwetter sich hatte abhalten lassen, jeden Gottesdienst in Gottlieben zu besuchen, und dem unser Abzug einen tiefen Schmerz bereitete, während ein entschieden christlich gesinnter Pfarrer ihm in Egelshofen näher gewesen wäre. Am meisten betrübte mich die Entfernung von dem geliebten Bernrain, dem ich in der mir noch beschiedenen Lebenszeit meine ganze Liebe und Mitarbeit zu widmen gedachte, aus bisheriger Erfahrung wissend, welche Ermunterung für die Zöglinge darin liegt, wenn außer den Hauseltern ein wohlwollender Freund und Beschützer sich ihrer annimmt und sich um jeden einzelnen bekümmert.

Um den Zug zu erleichtern und Raum zu gewinnen, schenkte ich etwa die Hälfte meiner Bibliothek der Kantonsbibliothek und der Kantonschule in Frauenfeld. Der Zug selber brachte große Anstrengungen mit sich, gieng aber glücklich von Statten, und wir langten wohlbehalten an unserm neuen Wohnorte an. Die Aufnahme in Winterthur war eine freundliche und wohlwollende, und man hatte die Absicht, mich in den Schulrath aufzunehmen und, wie es hieß, mir gewissermaßen „die Direktion der Mädchen- schule“ zu übertragen. Allein ich hatte mir fest vorgenommen, mich zu keiner bindenden Stellung herbeizulassen und keinerlei Verpflichtungen zu übernehmen, welche mir äußere Verantwortlichkeiten auferlegen würden, denen ich vielleicht bald nicht mehr

gewachsen sein könnte. Ich mußte daher das vertrauensvolle Vorhaben verdankend ablehnen. Wir gewöhnten uns in unserer angenehmen Wohnung sehr gut ein, und ich lebte in stiller Zurückgezogenheit sehr vergnügt meinen Studien. Ich sah den alten Jugendfreund Camper, jedoch wegen seiner nun weitgehenden demokratischen Richtung weniger; dagegen freute ich mich besonders des sehr thätigen und vielseitigen Freundes Ziegler und des für christliche Zwecke eifrig bemühten trefflichen Hauses Goldschmied; voraus aber war ich zufrieden und glücklich in der lieben Häuslichkeit, da die mildere Luft und die geschütztere Wohnung einen günstigen Einfluß auf das Befinden meiner Frau ausübten.

(Fünf Jahre setzte Mörikefer die Erinnerungen, mit Ausnahme eines kurzen Nachtrages nach 3 Jahren, nicht fort.)

Unser Aufenthalt in Winterthur hat schon über fünf Jahre gedauert.

Als unser Umzug von Gottlieben in meinem siebzigsten Jahre statthatte, glaubte ich nach mehrern bedrohlichen Störungen mich mit einem nicht fernen Ende meiner irdischen Laufbahn vertraut machen zu müssen. Nun sind aber diese fünf Jahre durch Gottes Gnade fast ohne alle Störung vorübergegangen (mit Ausnahme einer bald überstandenen Halsentzündung); vielmehr war mein Wohlsein ein konstanteres als zehn Jahre früher, und geistige Arbeiten wirkten weniger angreifend auf die Nerven. Offenbar hat auch Lage und Luft von Winterthur günstig auf den Gesundheitszustand meiner l. Frau gewirkt. Im Anfang des Winters 1866 hatte sie noch während unseres Aufenthaltes in Gottlieben ein nervöser Ueberfall an den Rand des Grabes gebracht, von dem sie sich nur langsam erholt, und der bleibende Nachwehen zurückließ. Der Umzug von Gottlieben nach Winterthur wurde zwar frühzeitig vorbereitet, spannte und erschütterte aber dennoch ihre Kräfte. Die Furcht vor einem neuen Zuge bewog uns dann auch, als das von uns bisher bewohnte, so günstig gelegene und bequem eingerichtete Haus verkauft werden sollte, dasselbe für uns zu kaufen. Nun ist sie im Ganzen frischer und

stärker geworden und macht namentlich weitere Gänge mit größerer Leichtigkeit. Wir haben in Winterthur nichts gesucht als ein freies, stilles und verborgenes Dasein. Neben diesem ist uns manches Freundliche in geselliger Beziehung zu Theil geworden von den Familien der Herren Ingenieur Goldschmid, Obergerichtspräsidenten Spiller und Rieter-Biedermann, welch letzterer durch seinen bedeutenden Verlag in der musicalischen Welt bekannt ist. Besonders erfreulich war auch der Umgang mit einer andern Jugendfreundin meiner Gattin, Luise Sulzer-Hirzel, deren Gatte sich durch seine weitbekannte Gießerei mit 1200 Arbeitern zu einem der größten Industriellen der Schweiz emporgeschwungen hat. Das angenehmste und förderndste Verhältnis war dasjenige mit Dr. Melchior Ziegler, dem rühmlich bekannten Kartographen, das durch häufige gegenseitige Besuche, lebhafte Mittheilungen und oft abweichende Meinungsäußerungen seine beständige Nahrung und Würze fand. Zudem verband uns beide eine nähere Freundschaft mit seiner edeln, fein organisierten Gattin. Die geistreiche und höchst anregende Erzieherin, Henriette Furrer, hieng schon mit kindlicher Liebe an der Großmutter meiner Frau und trug ihre Anhänglichkeit auch auf diese über. Ganz besonderes Interesse erweckte mir diese Freundin, weil in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts niemand mehr den Geist Pestalozzis, seine Bestrebungen und seine eigenste Ausdrucksweise in gleichem Grade bewahrt hatte. Aus verwandtschaftlichem Kreise war uns gar lieb Lotte Hirzel-Gysi, die jüngere schwesterliche Freundin meiner Frau, eine Tochter der Schwester der Mutter von dieser, nebst ihrem wackern, strebsamen Manne, dem in dem Sulzer'schen Geschäfte geschätzten Ingenieur. Ferner die in weiten Kreisen thätige und wohlthätige Elise Furrer-Biedermann. Sehr angenehm war mir, nach der früheren Gemeinschaft im Kapitel wieder mit Zehnder anzuknüpfen.

Die Anwendung einer vollen freien Muße ohne eine Thätigkeit, zu welcher Amt und Pflicht anspannt, ist nicht ganz

leicht. Ich war daher nicht ohne Besorgnis, wie ich in Winterthur meine Zeit ausfüllen würde, wo sich keinerlei Aufgabe fand, welche mich durch irgend eine nützliche Betätigung mit dem Leben in Verbindung gebracht hätte. Meine Studien über die schweizerische Literatur hatten ursprünglich die alte und die neue Zeit beschlagen; allein der fast gänzliche Mangel an Vorarbeiten über die frühere Zeit bewog mich dann zur Beschränkung auf das 18. Jahrhundert. Unterdessen hatten einzelne Abschnitte der ältern Literaturgeschichte nähere Beleuchtung gefunden; daher nahm ich mir vor, meine Muße dazu zu verwenden, auch die frühere Periode bis zum achtzehnten Jahrhundert in Angriff zu nehmen. Ich beschäftigte mich etwa anderthalb Jahre mit den Vorarbeiten für diese Aufgabe, überzeugte mich aber, daß man diesem Gegenstande nur einen Werth für die wissenschaftliche Forschung, nicht aber ein Interesse für das größere gebildete Publikum abgewinnen könne, und daß dieses Gebiet überhaupt zu weitaussehend sei und zu lange Vorbereitung erfordere, als daß ich in meinen Jahren auf eine befriedigende Vollendung hoffen könnte. Auch war der namhafteste Beitrag der Schweiz für die allgemeine deutsche Literatur, das historische Volkslied, durch Liliencron so vortrefflich bearbeitet, daß ich solchem nichts von Bedeutung hätte hinzufügen können. Ich entschloß mich daher, mich mit einem beschränkteren Gegenstande zu bescheiden und wählte den Antistes Breitinger, einen vortrefflichen Mann in einer schlechten Zeit, welcher im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte noch gar nicht bekannt war. Gerade um dessenwillen, weil die Darstellung eines so ansprechenden Mannes eine Beleicherung der vaterländischen Geschichte war, wurde diese Schrift nicht nur in Zürich, sondern in der Schweiz überhaupt mit ganz besonderer Theilnahme begrüßt; für mich eine ergötzliche Überraschung, daß ein größeres Publikum über diese Bescheerung sich mehr erfreut bezeugte als mit der größern Arbeit über Zwingli.

Eine große, freudige Überraschung wurde mir zu Theil, als mich die philosophische Fakultät Zürich den 2. Wintermonat 1872 unter vier andern, worunter Freund Pupikofer, als den ersten, honoris causa zum Doktor der Philosophie ernannte. Nicht nur hatte ich mich auf keine Weise um diese Auszeichnung beworben, sondern der größte Theil der Mitglieder der Fakultät war mir völlig unbekannt. Als Grund der Beehrung waren angegeben meine Verdienste um vaterländische Literatur- und Reformationsgeschichte. Diese öffentliche Anerkennung meiner schriftstellerischen Arbeiten war mir von größerer Befriedigung und höherem Werth als jeder äußere Vortheil.

Im Jahre 1872 ward ich um die Mitarbeit an der „Allgemeinen deutschen Biographie“, herausgegeben von Liliencron, ersucht. Man verlangte von mir, außer den Literarhistorikern auch die Theologen der Schweiz. Diese letztere Aufgabe, als mit den Dogmatikern und Eregeten zu wenig bekannt, mußte ich ablehnen, lieferte dagegen für den ersten Band die Skizzen über Bullinger, die beiden Breitinger und Bodmer. — Längst dachte ich daran, ein Charakterbild Lavaters zu versuchen, weil sein Entwicklungsgang, seine Wirksamkeit und sein Zusammenhang mit den Zeitgenossen noch zu wenig aus allgemeinen Gesichtspunkten aufgefaßt worden war. Als ich aber die Sache näher in's Auge faßte, überzeugte ich mich, daß die Frommen über das von mir gezeichnete Bild als zu weltlich und die Weltleute als zu geistlich sich ärgern würden: daher man sich mit dieser Arbeit wenig Dank erwerben würde. — Dagegen hatten mich die Beweise der Theilnahme der evangelischen Schweiz für die verfolgten Glaubensgenossen des Auslandes längst schon ganz besonders angezogen. Da aber bisher die Geschichte der Bemühungen und der Opfer, welche die Schweiz im Laufe von zwei Jahrhunderten für die Tausende der fremden Flüchtlinge verwendet hatte, nur ganz unvollständig und fragmentarisch bekannt war, so trieb es mich, eine zusammenhängende „Geschichte der

evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz" in Angriff zu nehmen. Die bisher verborgenen Quellen für diese Aufgabe waren so reich und das Interesse dafür bei den Freunden der Geschichte so allgemein, daß ich nach Sammlung eines ausgibigen Materials mit Freude nun an die Ausarbeitung gegangen bin*).

Dem stillen Leben in Winterthur dienten alljährlich mehrmalige Besuche in Zürich zur Erfrischung; auch wurde dort wie in Gottlieben jeden Sommer ein Ausflug in die Berge fortgesetzt: auf den Stoß in Appenzell bei der vortrefflichen Tochter Krüsi's, mit dem Blick in's Rheinthal und Vorarlberg; nach Albisbrunn zum strebsamen Dr. Brunner; zwei Male nach Beatenberg, mit der großartigsten Aussicht über den Thunersee und in's Hochgebirge. Zugleich wurden die freundlichen Beziehungen mit dem Thurgau unterhalten, namentlich mit Pupikofer, Künzler und Diethelm. Bisweilen wurde Frauenfeld und einige Male die thurgauische historische und die gemeinnützige Gesellschaft besucht, an deren fünfzigjährigem Jubiläum ich mit dem Toast auf den gegenwärtigen Dr. Kern beauftragt war. Als Frauenfeld 1871 das Erinnerungsfest an den vor hundert Jahren stattgehabten großen Brand feiern wollte, wurde ich von der Stadtverwaltung um die Festrede ersucht. Theils die Schwierigkeit der Aufgabe für eine Festrede, hauptsächlich aber, daß der Tag in den schon angeordneten Bergaufenthalt fiel, hinderte mich an der Uebernahme; dafür bezeugte ich meine Theilnahme von Beatenberg aus durch ein Festlied. Mehrmals wurde der liebe, schöne Bodensee bereist, und ein Besuch in Gottlieben frischte alte angenehme Erinnerungen auf.

Es war uns vor tausend andern so viel Glück und Segen zu Theil geworden, darunter auch der Besitz eines angenehmen und schmucken Hauses mit einem Garten und Hofraum. Wir

*) Das Werk erschien 1876 bei S. Hirzel in Leipzig unter dem Titel: Geschichte der evang. Flüchtlinge in der Schweiz von Dr. J. C. Mörikofer.

hatten daher alle Ursache, zufrieden zu sein und fernere Wünsche zu beschränken. Allerdings hätte ich mich ursprünglich lieber in Zürich als in Winterthur angesiedelt; namentlich ließen die langen einsamen Winterabende einen lebendigen Verkehr vermissen. Nachdem durch den Tod der Schwiegermutter und ihre wohlwollenden Vermächtnisse für die Stieffinder Ernst sich unsere Mittel vermehrt hatten, wurde der liebevollen Gattin der Gedanke an eine Uebersiedlung nach Zürich um meinetwillen ein sorgliches Anliegen. Mir wollte bei meinen Jahren ein solcher Wunsch eine Vermessenheit scheinen, daher ich mich lange dagegen sträubte. Als aber verschiedene Umstände zusammentrafen, welche uns auch die Schattenseiten eines Hausbesitzes nahe legten und daher meine Frau erklärte, daß sie, wenn ich vor ihr sterben sollte, das Haus doch veräußern würde, stimmte auch ich zu dem Verkauf, welcher sich nach einiger Zeit sehr günstig bewerkstelligen ließ. Zur großen Ermunterung diente mir die Theilnahme, womit Freunde und Bekannte in Zürich unsere bevorstehende Uebersiedlung begrüßten, und zugleich, daß wir schnell eine angemessene Wohnung fanden.

* * *

Bemerkung des Herausgebers. Bis zu dieser Stelle setzte Herr Dr. Mörikofer die Erinnerungen in den letzten Jahren seines Lebens fort. Er konnte dieselben wegen eines mehrmonatlichen Leidens, das seinem Tode vorangegang, nicht mehr über seinen Aufenthalt in Zürich fortsetzen.

Nach Mittheilungen seiner Gattin berichten wir über diese Zeit ergänzend noch Einiges.

Bei Mörikofers Uebersiedlung nach Zürich schenkte ihm diese Stadt das Ehrenbürgerrecht, weil er in seinen Werken verschiedene längst verstorbene Zürcher aus der Vergessenheit hervor an's Licht gezogen und der Nachwelt wiedergegeben habe.

Unerwartet erhielt er den 27. Juli 1876 von der theolog. ev. Fakultät in Basel „wegen seiner vorzüglichen, aus vielen neuen Quellen geschöpften Biographie Zwinglis und anderer trefflicher Arbeiten für die Theologie und die Kirche“ das Doktor-

diplom der Theologie. Diese Auszeichnung und von dieser theol. Fakultät freute ihn besonders. Bis gegen das Frühjahr 1877 sammelte er rastlos reichen Stoff für eine Arbeit über Lavater. Nur bis Februar 1877 war es ihm vergönnt, einen kleinen Theil derselben, der später theilweise veröffentlicht wurde, zu vollenden.

Von einem damals eingetretenen Leiden erholte er sich nie mehr ganz. Den 17. Oktober 1877, Morgens 5 Uhr, starb er den Tod des gläubigen, einfach und wahrhaft frommen Christen, zu bleibender Auferbauung derer, die des Segens gewürdigt waren, ihm nahe zu stehen.

Seine Hülle ruht auf dem Friedhofe in Neumünster.

Das Andenken dieses Mannes, der seine Lebensaufgabe und Lebensarbeit darin erkannte, in und mit Allem dem Herrn zu dienen, lebe und bleibe im Segen in weiten Kreisen!